
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





# Athen
## im Spiegel der aristophanischen Komödie.

Von

Dr. Eduard Lange
in Greifswald.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

# Athen

## im Spiegel der aristophanischen Komödie.

Von

**Dr. Edmund Lange**
in Greifswald.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Unserer Zeit wird Niemand den Vorwurf blinder Schwärmerei für die Antike machen. Viele der Ideale, die noch unsern Vätern und Großvätern bei dem Gedanken an sie vor der Seele aufstiegen, sind uns zerflattert; aber was echt ist an ihrem Zauber, das wirkt auch heute noch. Die alte Romantik und die neue Pracht von Paris oder Wien, das großartige Völkergewimmel von London, New York oder Chicago, der stille Geistesglanz Weimars, ja selbst die ewige Herrlichkeit der einst weltbeherrschenden Roma üben auf Den, der untergetaucht ist in den stärkenden Fluthen der alten Klassiker, einen geringeren Zauber, als der Name des veilchenbekränzten, parthenongekrönten Athen. Die Stadt des Perikles steht noch heute vor unserm Geist als die glänzendste Vereinigung von Volksfreiheit und litterarisch-künstlerischer Blüthe mit bedeutender politischer Macht. Die von tiefster Herzensbegeisterung für die Größe Athens zeugenden Worte, die wir in des Thukydides peleponnesischer Kriegsgeschichte als schönste Todtenhuldigung aus des Perikles Munde vernehmen, die zauberische, schönheitsvolle Anmuth und der verschwenderische Geistesreichthum in den Tischreden des platonischen Symposions — sie packen uns noch heute mit überwältigender Stärke. Der Parthenon und die Athena Promachos, die Namen eines Pheidias und Praxiteles, eines Aischylos, Sophokles und Aristophanes, eines Sokrates und Plato, eines

Themistokles und Perikles in ihrem Verein zaubern noch immer ein entzückendes und zugleich großartiges Bild vor unsre Augen.

Aber beweisen denn nicht die Komödien des Aristophanes, der doch einer von den freiesten Geistern jener Stadt war, daß dies Bild keineswegs der Wahrheit entspricht? In der That erscheinen hier die leitenden Männer als großprahlerische, bestechliche, aller Moral bare Menschen; in der Volksversammlung drängt sich eine urtheilslose, den eignen Launen oder den verführerischen Worten eines beliebigen Demagogen blind gehorchende Menge; die Mitglieder des Raths laufen aus den wichtigsten Berathungen weg, wenn eine billige Sendung frischer Fische ankommt; die Heliasten sehen in ihrer Thätigkeit nur eine bequeme, zugleich ihrer Eitelkeit schmeichelnde Erwerbsquelle; kriegerischen Ruhm gewinnen nicht die wirklich verdienten Feldherren, sondern Leute, die mit geschickter Verschmitztheit ihnen „den Kuchen zu stehlen" verstehen, wie Kleon dem Demosthenes gegenüber; eine ungemessene Sucht nach Eroberungen beherrscht die Menge, nicht nur nach Sizilien, nein, auch nach Karthago schweifen ihre begehrlichen Blicke; an den Gottheiten des Olymps übt sie ihren frivolen Spott, dagegen den Lügenpropheten und den berufsmäßigen Orakelverkündern lauscht sie gläubig. Die philosophisch denkenden Köpfe ergeben sich nutzlosen und thörichten Grübeleien oder setzen ihren Stolz darein, durch kunstvolle Trugschlüsse die Relativität aller Begriffe von Gut und Böse zu erweisen, die schlechtere Sache zur bessern zu machen; Männer wie Frauen sind einer tiefen Sittenverderbniß verfallen; die letzteren treten aus den Schranken ihres Geschlechts heraus, um den Frieden herbeizuführen, den die verblendeten Männer nicht schließen wollen, oder gar um, von den beschränkenden Banden der Ehe frei, sich einer zügellosen Sinnlichkeit hingeben zu können; selbst die litterarisch-künstlerische Blüthe beginnt zu schwinden: die großen Dichter sterben dahin oder werden verachtet, das Volk jubelt

≥utenden, manirirten Nachfolgern zu; die alten edlen
:echter haben jetzt, wo man die Stimmen nur zählt und
wägt, den gebührenden Einfluß eingebüßt, und ihre Ver-
sind so jämmerliche Gesellen, daß man sich darüber kaum
ern kann; die reichen Emporkömmlinge ergeben sich einem
irdigen Schwelgerleben; der Bürger von altem Schrot und
und der brave, arbeitsame Bauer vermögen kaum den
dürftigen Lebensunterhalt zu gewinnen — ein trübes Bild,
von einigen heitern Lichtblicken überhuscht, ein Bild, bei
n Anschauen wir begreifen, daß Euelpides und Peisthetairos
nicht mehr in der Vaterstadt aushalten und sich im Reiche
Vögel eine neue Heimath suchen.

Aber giebt denn dieses Bild die Wahrheit oder will es
h nur dafür genommen sein? Im vollen Umfange hat das
Jemand geglaubt. Ernst Curtius vertritt zwar noch in
6. Auflage seiner griechischen Geschichte theoretisch einen
:lichen Standpunkt, indem er die kühne Behauptung wagt,
ganzen sei die Ueberzeugungstreue des Dichters unverkennbar,
d wir müßten ihn „für einen gewissenlosen Menschen halten,
enn nicht seiner Darstellung volle Wahrheit zu Grunde läge".
ber durchgeführt hat auch er ihn nur, wo seine sonstigen An-
hauungen dem nicht widersprechen. Die volle Durchführung
ürde eben nichts Geringeres bedeuten, als eine Zurücksetzung
er Historiker hinter den Komiker, als eine völlige Umstürzung
er allgemein herrschenden Anschauung z. B. über Perikles, als
ie Annahme, die Athener hätten sich in der Zeit des pelo-
ponnesischen Kriegs in einem Zustand der äußersten Verblendung
und Verderbtheit befunden, der die nachhaltige Kraft ihres
Widerstandes gegen Sparta völlig unbegreiflich erscheinen ließe.
Aber die Komiker aller Zeiten und Völker haben von dem Rechte
der Uebertreibung den umfassendsten Gebrauch gemacht. Sie
wollen gar keinen buchstäblichen Glauben; sie setzen Personen

und Verhältnisse in die Beleuchtung, die einerseits ihren Parteiansichten, andererseits aber und vor allem ihren poetischen Interessen entspricht. Die Grenzen, die sie sich dabei ziehen, werden nicht durch die Rücksicht auf die objektive Wahrheit bestimmt, sondern nur durch das Bedürfniß, daß in der Karrikatur das Original noch erkennbar bleibe. Wohl sind des Aristophanes Komödien ein Zeitspiegel, aber dieser giebt kein unverfälschtes, sondern ein stark verzerrtes Bild der Dinge und Personen. Wären die Zustände in Athen auch nur annähernd so schlimm gewesen, wie sie bei Aristophanes erscheinen, er hätte offenbar keinen dringenderen Wunsch haben müssen, als aus dieser ganz verderbten und entnervten Stadt hinwegzukommen. Aber sicherlich lebte er in der ganzen weiten Welt nirgends so gern, wie in dem scheinbar mit so düstern Farben geschilderten Athen; sicherlich hätte er an keinem andern Orte ein gleiches Verständniß für das geistreiche Spiel seiner Witze und eine gleiche Freiheit für die zügellosesten persönlichen Angriffe gefunden. Sucht man nach einer modernen Parallele für die Art, wie er die Verhältnisse und Persönlichkeiten seiner Zeit widergespiegelt hat, so kann man sie am ersten am „Kladderadatsch“ finden. Wollte sich indes das Berliner Witzblatt auch nur einigermaßen das an Verdächtigungen gegen die leitenden Persönlichkeiten gestatten, was Aristophanes sich ungestraft — denn Kleons Versuche, ihn dafür zu belangen, scheinen erfolglos geblieben zu sein — erlaubte, es würde sich unaufhörlichen Beschlagnahmen und Chikanen aussetzen und bald zu existiren aufgehört haben. Es ist nothgedrungen weit maßvoller und bleibt dementsprechend der Wahrheit treuer, als Aristophanes, und doch würde Jemand, der den Versuch machen wollte, eine Geschichte unserer öffentlichen Zustände wesentlich auf Grundlage des „Kladderadatsch“ zu schreiben, sich nur lächerlich machen, vor allem auch vor den Gelehrten dieses Witzblattes selbst. Sie verlangen eben nicht

Glauben; sondern sie wollen vor allem ihr Publikum auf Kosten der Angegriffenen erheitern, haben dabei übrigens gar nichts dagegen, wenn diese selbst ihre Freude an dem geistreichen Spiel des Witzes haben. Genau so liegt die Sache — und damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück — bei Aristophanes. Er dachte nicht daran, mit allen den Männern, die die Hauptzielpunkte seiner boshaften Witze waren, in unerbittlicher Feindschaft zu leben. Kleon zwar und die Hauptanhänger seiner Richtung beehrten ihn gewiß mit einem recht ernsthaften Haß, und er wird ihn mit der ganzen Kraft seiner Natur erwidert haben; aber ganz anders steht es mit seinen litterarisch-philosophischen Gegnern. Den Sokrates z. B. hat er in jeder Weise lächerlich zu machen gesucht, und doch tritt er bei Plato als Mitglied des Symposions auf — ein deutlicher Beweis, daß Beide in gesellschaftlicher Beziehung zu einander standen; der überlegene Geist des Philosophen hatte gewiß seine Freude an der geistvollen Karrikatur, die der Komiker in den „Wolken" von ihm entwarf. Eine Quelle historischer Wahrheit im gewöhnlichen Sinne ist also Aristophanes nicht; wohl aber giebt er uns die werthvollsten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufschlüsse — es kommt nur darauf an, ihn auf die rechte Art und Weise zu benutzen. Er ist schon darum unentbehrlich, weil er für viele Seiten des antiken Lebens fast unsre einzige Quelle ist. Die alten Geschichtsschreiber stellten die historischen Ereignisse im engern Sinn durchaus in den Vordergrund: Sitten, Gebräuche, überhaupt alles, was die Kulturzustände angeht, berührten sie durchschnittlich viel weniger, als es heutzutage der Fall zu sein pflegt, und vollends Thukydides wollte nur Kriegsgeschichte schreiben; auf das Kleinleben seiner Zeit kommt er nie zu sprechen, und nicht einmal die litterarisch-philosophisch und überhaupt kulturhistorisch wichtigsten Persönlichkeiten jener Zeit, einen Sophokles, Euripides oder Aristophanes, einen Pheidias

oder Sokrates erwähnt er auch nur. Selbst die innere Politik Athens berührt er nur so weit, wie es zum Verständniß der Kriegsereignisse erforderlich scheint, und wir empfinden sein Schweigen gar oft nur allzu schmerzlich. Unter solchen Umständen ist ein Ersatz, wie ihn Aristophanes bietet, doppelt werthvoll. Die besten Winke über die richtige Art, ihn zu benutzen, haben vor allem W. Vischer in seinem Aufsatz „Ueber die alte Komödie als historische Quelle" und Müller-Strübing in dem anregenden Werke „Aristophanes und die historische Kritik" gegeben; eine geschmackvolle und doch durchaus nicht oberflächliche Gesamtbetrachtung aller einschlagenden Fragen bietet jetzt Couat, Aristophane et l'ancienne comédie attique. Zunächst müssen wir uns stets bewußt bleiben, daß wir fast keiner seiner Angaben ohne weiteres und in der Form, wie wir sie vorfinden, glauben dürfen, wenn auch die meisten irgend einen historischen Kern — bald größer, bald geringer — bergen. Wo Aristophanes das politische Gebiet betritt, urtheilt er fast überall vom ausgeprägtesten oligarchischen Parteistandpunkte aus; das zeigt sich schon äußerlich zwar keineswegs in besonderen Lobeserhebungen für die Oligarchen — dergleichen liebt er überhaupt nicht — aber doch in einem rücksichtsvollen Schweigen ihnen gegenüber; seine Stärke liegt wie bei aller Satire und Komik in der Opposition. Die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen anfechten, heißt daher durchaus nicht seinem Charakter zu nahe treten. Freilich vermag ich ihn nicht als ernsten Moralisten zu fassen; ich denke ihn mir als fröhlichen, gutmüthig-frivolen, aber dabei wirklich patriotischen Gesellen. Auch seine stärksten Angriffe gegen politische oder litterarische Gegner sollten wohl keine bewußten Verleumdungen sein; er war zufrieden, wenn er seine dichterischen Zwecke erreichte und das homerische Gelächter seiner Zuhörer erregte.

Er kommt nach verschiedenen Richtungen als geschichtliche

Quelle für uns in Betracht. Vor allem klärt er uns auf über viele Sitten und Gebräuche, über mancherlei Glauben und Aberglauben des Volkes, überhaupt über die gesamten Kulturzustände. Weiter thun wir durch ihn lehrreiche Blicke in die herrschende Volksstimmung, für deren Beurtheilung auch der Stadtklatsch Bedeutung hat, und in die allgemeine politische Lage, besonders im Innern; ferner unterrichtet er uns über das Aeußere vieler zeitgenössischen Persönlichkeiten, über ihre Stellung in Athen und ihre Geltung beim Volke; er belehrt uns endlich über viele einzelne historische und kulturhistorische Dinge. Für die Art, wie wir uns seinen Behauptungen gegenüber zu verhalten haben, lassen sich wenigstens einige allgemeine Grundsätze aufstellen, die geeignet sind, uns vor Irrthümern und Fehlschlüssen nach Möglichkeit zu bewahren. 1. Je allgemeiner des Aristophanes Behauptungen sind, desto geringer pflegt ihr geschichtlicher Werth zu sein. 2. Geschichtchen aus dem Leben und Treiben der Stadt oder einzelner Persönlichkeiten sind um so weniger glaubwürdig, je ausführlicher sie vorgetragen werden. 3. Am zuverlässigsten bleiben hier bloße Andeutungen, da diese ohne Wahrheitskern eben für die Hörer hätten unverständlich bleiben müssen. 4. Glauben verdient der Dichter, wo wir aus ihm Günstiges über seine Gegner oder Ungünstiges über seine Parteigenossen erschließen können.

Sein historischer Werth bleibt also jedenfalls ein sehr beträchtlicher. Wie thöricht aber Der handeln würde, der ihm blindlings folgen wollte, will ich wenigstens an zwei Beispielen kurz zeigen; ich will die Bilder des Kleon und des Sokrates nach der aristophanischen Komödie in den Hauptzügen entwerfen. Den Kleon schildert uns der Dichter als einen Mann, der das Volk besonders nach seinen schwachen Seiten vortrefflich kennt und deshalb einen ganz außerordentlichen Einfluß auf dasselbe ausübt. Dieser Einfluß beruht nicht sowohl auf

einer amtlichen Grundlage, die freilich zeitweise auch vorhanden war, als darauf, daß er die Stellung des leitenden Demagogen einnahm. Er mischt sich in alles, gleichviel ob er etwas davon versteht oder nicht; er zeigt gegen Privatinteressen die größte Rücksichtslosigkeit; er spürt unerbittlich allen oligarchischen Umtrieben nach; er hat sich dadurch bei Vielen aufs äußerste verhaßt gemacht; er ist ein entschiedener Gegner des Friedens. Er hat die Erhöhung des Heliastensoldes durchgesetzt; er zuerst versuchte Argos ganz auf die Seite Athens zu ziehen. Alle diese Dinge sind historisch wahrscheinlich oder sicher, wenn sie auch z. Th. in sehr übertriebener Form vorgebracht werden. Anders aber steht es mit den übrigen Zügen. Da soll er ein Bösewicht gewesen sein; er schreckt auch vor wissentlichen Verleumdungen und falschen Anklagen nicht zurück; er befleckt sich mit Erpressungen und läßt sich von Feinden oder von abgefallenen Bundesgenossen bestechen (während doch feststeht, daß er niemals wegen solcher Dinge verurtheilt worden ist); er tritt dem Volke mit niedrigen Schmeicheleien gegenüber (bei Thukydides sagt er ihm sehr bittere Wahrheiten); er fröhnt einem unzüchtigen Leben, ist der Trunksucht verfallen und entzieht sich in feiger Weise dem Kriegsdienst. Er maßt sich fremde Verdienste an; er behauptet seinen Einfluß dadurch, daß er überall Unordnung und Verwirrung stiftet; er konspirirt zur Befreiung der Gefangenen von Sphakteria (!); er betrügt endlich auch als Geschäftsmann, indem er schlechte Schuhe verkauft.

So beschaffen war nach Aristophanes der Mann, der fast unmittelbar nach Perikles die leitende Stellung im athenischen Staate gewann und wenn auch bei weitem nicht mit der Autorität wie dieser ununterbrochen 5—6 Jahre lang behauptete. Offenbar müßten die Athener bodenlos verderbt und dazu noch völlig unsinnig gewesen sein, wenn sie sich dergleichen hätten bieten lassen. Und doch vermochte dasselbe Volk nach der ent-

setzlichen sizilischen Katastrophe noch 9 Jahre lang den an Zahl und Bedeutung gewachsenen Feinden mit wahrem Heldenmuth zu widerstehen. Wenn bei dieser Sachlage trotzdem vor allem früher ein viel zu großer Theil von der Schilderung des Aristophanes Glauben zu finden pflegte, so wird das nur dadurch erklärlich, daß auch Thukydides ein entschieden ungünstiges Urtheil über Kleon fällt. — In dieser Hinsicht steht es mit Sokrates anders. Hier genügen Plato und Xenophon, uns gegen das in des Aristophanes „Wolken" entworfene Bild mißtrauisch zu machen. Des Sokrates Aeußeres freilich in seiner grotesken Häßlichkeit wird mit der Treue einer guten Karrikatur wiedergegeben. Der Wahrheit entspricht ferner, was über seine abgehärtete Lebensweise gesagt wird. Dagegen fiel es ihm nicht ein, sich vom Baden und von den Gymnasien fern zu halten oder gar den Wein zu verschmähen. Die dialektische Methode, das Werthlegen auf ein gutes Gedächtniß und auf leichte Fassungskraft und die Forderung der Selbsterkenntniß sind richtig hervorgehoben; ganz unhistorisch aber ist es, daß wir ihn als Haupt einer geschlossenen Schule — noch dazu mit mystischen Aufnahmeceremonien — sehen, und daß ihm eine eifrige Beschäftigung mit Meteorologie und Naturphilosophie zugeschrieben wird. Und wenn er gleich den eigentlichen Sophisten der Ueberlieferung kritisch gegenüberstand, so that er es nicht, um die Relativität aller Rechts- und Tugendbegriffe nachzuweisen, sondern um sie auf eine neue und festere Basis zu stellen; nichts lag ihm ferner, als die schlechtere Sache zur besseren machen zu wollen. Dafür, daß viele seiner Schüler ganz ins sophistische Fahrwasser gerathen sind, darf man ihn ebensowenig verantwortlich machen, wie etwa Hegel für alle Lehren der Junghegelianer. Auch wirkten bei den edelsten Sokratikern, vor allem bei Plato, seine ethischen Anregungen aufs befruchtendste weiter. Wohl theilte Sokrates nicht den naiven Glauben an die Götter der Volks-

religion, aber er war weit entfernt, ihn mit den Waffen des Spottes zu bekämpfen oder gar durch ein so thörichtes naturwissenschaftlich-mystisches System ersetzen zu wollen, wie sein karrikirtes Ebenbild in den „Wolken". Aristophanes zeigt uns einen Sonderling, der mehr Charlatan als Philosoph ist, statt eines Mannes, der bei manchen Zügen eines Sonderlings dem inneren Werth nach auf jeden Fall eine der edelsten Persönlichkeiten des hellenischen Alterthums genannt werden muß.

Es ist nicht nöthig, die Probe, die wir mit zwei aristophanischen Persönlichkeiten gemacht haben, mit anderen zu wiederholen. Wir können jetzt daran gehen, eine allseitige Schilderung des Spiegelbildes zu geben, das wir durch den großen Komiker von dem Athen seiner Zeit erhalten — natürlich so, daß wir zugleich versuchen, die dichterische Karrikatur unter Anwendung aller uns zu Gebote stehenden Berichtigungsmittel auf ihre richtigen Linien zurückzuführen.

Wir fassen dabei nicht nur die rein politischen Ereignisse und die maßgebenden politischen Persönlichkeiten ins Auge, sondern ebensogut die sozialen, die sittlichen, die religiösen und die litterarisch-künstlerischen Zustände. Aber die Betrachtung der politischen Gesamtzustände stellen wir billigerweise an die Spitze, schon deshalb, weil die aristophanische Komödie in erster Linie eine politische ist. Durch alle diese Stücke, die letzten ausgenommen, weht eine scharfe politische Luft; man merkt deutlich, daß sie in einer Stadt entstanden und aufgeführt worden sind, die sich des regsten staatlichen Lebens und der größten Freiheit der Bewegung erfreute. Schon eine flüchtige Bekanntschaft damit lehrt uns, daß damals jene Zeit, wo die konservativen Elemente des Areopags, der alten Geschlechter, der höheren Stände den leitenden Einfluß im Staate genossen, unwiederbringlich dahin, daß die Epoche der vollen, fast schrankenlosen Demokratie — wenigstens wenn wir allein die Formen

der Verfassung ins Auge fassen — gekommen war. Und weil es so stand, mußte die ihrer Natur nach oppositionelle Komödie als Verfechterin der alten Zeiten, als Bekämpferin der Demokratie auftreten: diese spiegelt sich in ihr als wüste Pöbelherrschaft, als Tummelplatz der skrupellosesten und redebegabtesten Talente. Aristophanes insbesondere, von dem allein uns ein neidisches Schicksal vollständige Stücke — es sind ihrer bekanntlich elf — gegönnt hat, wagte sich schon mit seinen frühesten uns verlornen Komödien — wenn auch, seiner Jugend wegen, noch unter fremdem Namen — in die politische Arena. Das brachte ihm mancherlei Gefahren und Anfechtungen; doch diese empfand er weit eher als Sporn, denn als Abschreckung. In den „Acharnern“ (425) schritt er kühn auf der betretenen Bahn weiter und verfolgte sie dann in stolzem Siegeslaufe — wenn auch bisweilen, wie in den „Wolken“, auf andere Gebiete überspringend — bis zur „Lysistrata“ (411). Und wenn er in den letzten Stücken die sozialen oder litterarischen Verhältnisse in den Vordergrund rückte, so geschah dies nicht etwa, weil ihm der Muth zum politischen Kampfe geschwunden, sondern weil eben Athens politische Größe dahin war. Einfach und klar sind die Zielpunkte seines politischen Kampfes. Er preist immer und überall die dahingeschwundene marathonische Zeit (Ritter 568 ff.; Wolken 965 ff.; Wespen 1092 ff. in Droysens Uebersetzung); er will die Größe Athens, aber im Kampf gegen Persien und womöglich in Eintracht mit Sparta. Wohl versichert er gelegentlich seinen Haß gegen diese unbequeme Rivalin; aber viel mehr haßt er jedenfalls die hämischen Demagogen, die den Krieg herbeigeführt haben und kein Ende finden lassen. Doch sein Kämpfen und Ringen ist vergeblich; höchstens vorübergehende Erfolge, wie den Nikiasfrieden, vermag seine Partei zu erringen. Im allgemeinen behauptet die demokratische Kriegspartei das Feld, und das kann uns gerade nach des Dichters

Schilderungen nicht wunder nehmen. Sie repräsentirt ja die Menge. Diese aber hat in den Volksversammlungen und in den Gerichten den Haupteinfluß. Die Aussicht auf immer weitere Ausdehnung der athenischen Seeherrschaft mindestens über Sizilien, womöglich auch über Karthago, und dazu die trügerische Hoffnung, zu Lande nicht nur in Mittelgriechenland, sondern, wenn es gut geht, auch in der Peloponnes, z. B. in Arkadien, die Herrschaft zu gewinnen, wirken verwirrend und berauschend auf die unklaren Köpfe. Im schlimmsten Falle haben diese Leute nicht viel zu verlieren; denn Grundbesitz fehlt ihnen natürlich; die Kriegskosten müssen von den Reichen durch Leiturgien oder außerordentliche Vermögenssteuern aufgebracht werden. Im besten Falle aber winkt ihrem Herrscherstolz die höchste Befriedigung; sie werden noch aus viel weiterer Ferne, als jetzt schon, die Vertreter der unterthänigen Gemeinden herbeiströmen sehen, um die Tribute zu überbringen, die es gestatteten, Athen zur herrlichsten Stadt von Hellas zu machen, die den Glanz seiner Feste, die reichliche Bezahlung aller öffentlichen Dienste, die Vertheilung der Festgelder ermöglichten, und um von dem athenischen Kleinbürger Urtheil und Recht — gar oft wohl auch Unrecht — zu empfangen. Sie werden vielleicht auch ein Landlos in irgend einer der neuen Kolonien angewiesen bekommen; sie werden dann entweder dahin wandern oder, falls es ihnen nicht paßt, sich von den Behaglichkeiten und Genüssen der Heimath zu trennen, werden sie den bisherigen Eigenthümer als gedrückten Pächter auf dem Grundstück sitzen lassen und die Pachtsumme gemächlich in der Heimath verzehren; sie wird ihnen eine angenehme Zugabe zu dem Ertrage der Gerichtsgelder und den Einnahmen ihres kleinen Geschäfts bieten; vielleicht wird sich gar die lockende Aussicht erfüllen (Wespen 726 ff.), daß jeder Unterthanenstadt die Unterhaltung von 20 athenischen Bürgern aufgelegt wird. Und das Leben

in der Heimath ist nicht nur bequem und anregend, es schmeichelt auch dem Stolze eines Mannes, der von Geburt nichts ist und doch viel sein möchte. Mit Hochgefühl darf er sich als ein Glied der herrschenden Gemeinde empfinden; er hat dies Bewußtsein nicht nur als Richter über einheimische und fremde Angeklagte, nicht nur wegen seines Mitentscheidungsrechtes über alle wichtigeren Angelegenheiten in der Volksversammlung, vielleicht auch, wenn das Glück des Looses ihm hold ist, als Mitglied des Raths; er fühlt sich auch als Herrn über das Schicksal der leitenden Männer. Wenn der Redner, dessen schmeichlerischen oder kräftig dröhnenden Worten er vielleicht jahrelang blind gefolgt ist, der souveränen Volksversammlung nicht mehr gefällt, so genügt ein einfacher Beschluß, und es ist zu Ende mit seiner Macht; wenn ein verdienter Feldherr den Erwartungen der Menge nicht mehr entspricht, dann findet sich leicht ein Neider bereit, ihn des Verraths oder der Feigheit anzuklagen, und das Volk kann seine Vaterlandsliebe beweisen, indem es ihn mit katonischer Strenge verurtheilt. — Mußten schon alle diese Lockungen, verbunden mit dem Heliastensold, den athenischen Durchschnitts-Bürger stark zur Thätigkeit in den Volksgerichten hinziehen, gewisse angeborene Eigenthümlichkeiten des attischen Wesens, die sich allmählich immer schärfer ausgeprägt hatten, wirkten außerdem mächtig in gleicher Richtung: am mächtigsten vielleicht jene Lust an lebhafter Diskussion, an scharfer, wohl auch haarspaltender Erörterung der verschiedensten Begriffe und Verhältnisse, der die Gerichtsredner nur allzusehr entgegen kamen. Wohl mochte sich unter solchen Verhältnissen bei einem Theile der Bürgerschaft geradezu eine Art Richterwuth ausbilden, als deren typischen Vertreter uns der Dichter den Philokleon der „Wespen“ vorgeführt hat. Dieser geht thatsächlich mit allen seinen Interessen im Rechtsprechen auf. Daß ihn sein Sohn einsperrt, um ihn am Gang zur Gerichts-

sitzung zu hindern, empfindet er als die schwerste Kränkung. Mit List, ja selbst unter Lebensgefahr sucht er sich unter den ermunternden Zurufen seiner von der gleichen Krankheit befallenen Genossen der Gefangenschaft im eigenen Hause zu entziehen. Und da es ihm versagt bleibt, über Menschen zu Gericht zu sitzen, nimmt er fürlieb mit dem Richteramt über den Hund Labes, d. h. den Feldherrn Laches. Wenn der närrische Alte zuletzt in seliger Trunkenheit vom Richten nichts mehr wissen will, so ist das eben nur eine Bekehrung auf dem Felde der Komödie — in Wahrheit ist Philokleon von unheilbarer Richterwuth befallen. Daß ein Gerichtsverfahren wie das athenische keine Bürgschaft für gerechte Entscheidungen gab, daß dabei persönliche Motive, sowie politische Sympathien und Antipaihien in ganz unerlaubt hohem Grade ins Spiel kamen, ist selbstverständlich; aber die Klagen über ungerechte Verurtheilung politischer Gegner, die in der gesamten oppositionellen Litteratur und besonders bei Aristophanes eine so große Rolle spielen, sind doch vielfach ungerecht. Jener Laches z. B. war nach der ganzen Art, wie uns der Hund Labes vorgeführt wird, zu urtheilen, gewiß schuldig. Selbst in den Entscheidungen über bundesgenössische Angelegenheiten scheint mehr Gerechtigkeit gewaltet zu haben, als man zunächst annehmen möchte; jedenfalls würde eigene Gerichtsbarkeit diesen kleinen Inseln und Städten schwerlich größere Gewähr für gerechte Urtheile geboten haben. Das athenische Gerichtsverfahren hatte in verstärktem Maße die Nachtheile unserer Geschworenengerichte; aber es war durchaus nicht so schlecht, wie uns der Dichter glauben machen will. Denn der durchschnittliche Bildungsstandpunkt der athenischen Bürger war höher, als der der erwachsenen Männer in einem modernen Staat — auf diesen Punkt wird noch zurückzukommen sein —, jedenfalls aber hatten sie einen ausgebildeteren politischen Sinn und mehr Gewandtheit im Erfassen von Rechtsfragen:

zu einer großen natürlichen Begabung kam eben die fortwährende Uebung. Aristophanes zeigt uns wieder nur die eine Seite der Medaille.

Gleich urtheilslos wie bei der Richterthätigkeit zeigt sich, wenn wir ihm glauben, die Volksmenge auch sonst. Vor allem setzt sie den Bestrebungen verdienstvoller Friedensfreunde einen ebenso unvernünftigen wie beharrlichen Widerstand entgegen. Mag der Wohlstand der Bauern durch die feindlichen Einfälle zu Grunde gehen, was kümmert dies die städtische Menge! Begreiflich deshalb, daß der brave Dikaiopolis zuletzt auf eigne Hand mit den Feinden Frieden schließt, und zwar gleich auf 30 Jahre. In dem umfriedeten Bezirk seines Hauses und Hofes lebt er dann in Freude und Wonne, bei reichlichem Mahl, in höchster Lust zwei vollbrüstige, rothwangige Dirnen an sein Herz drückend, während Lamachos mit einer schmerzenden Wunde aus dem Kampf zurückkehrt und vergebens den glücklichen Bauern um einigen Antheil an seinen Genüssen anfleht. Die „Acharner“, nach denen dies Bild gezeichnet ist, geben zweifellos ohne allzustarke Karrikirung die Stimmungen in Athen einige Jahre vor dem Nikiasfrieden wieder. Der Dichter leugnet gar nicht, daß die Mehrzahl der Bürger — bei ihm vertreten durch den Chor der kriegserprobten Acharner — kriegerisch gesinnt sei. Daß die Stimmung zuletzt umschlägt, entspricht mehr der Tendenz des Stückes, als den wirklichen Verhältnissen. Im „Frieden“ dagegen befinden wir uns wirklich einer veränderten Lage gegenüber. Wenn der eigenartige Himmelsstürmer Trygaios, der auf einem Mistkäfer zum Olymp emporgestiegen ist, mit Hülfe anderer Bauern die Friedensgöttin aus dem tiefen Brunnen, in den sie Kleon gestürzt hat, befreit und sie unter allgemeinem Jubel den Menschen wieder zuführt, so spiegelt sich darin die Stimmung ab, die in Athen nach den schweren Unglücksschlägen in Böotien und Thrakien und nach dem Tode des Kleon vorüber-

gehend herrschend wurde. Wieder vergeht mehr als ein Jahrzehnt; das stolze Gebäude der athenischen Macht ist ins Wanken gerathen; die überschwenglichen Hoffnungen, die man auf den glänzenden Zug gegen Syrakus setzte, haben sich als eitel erwiesen. Zwar hat Athen die erste Zeit dumpfer Verzweiflung rasch wieder überwunden, aber kaum zeigt sich schon ein Hoffnungsschimmer; der Stern des Alkibiades ist noch nicht wieder aufgegangen. Trotzdem kann sich das Volk nicht zu einem Frieden entschließen, der den Verzicht auf alle die stolzen Pläne einer erweiterten Herrschaft, ja auf einen großen Teil der von den Vätern ererbten Macht bedeuten würde: da tritt der Dichter zum dritten Mal als Anwalt des Friedens auf — diesmal aber sind es die Frauen, die er sich als beredte und energische Vertreterinnen seiner Ansichten erwählt hat. Auf Betreiben der entschlossenen und redegewandten Lysistrata beschließen Repräsentantinnen verschiedener Hellenenstämme, den Männern solange die Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten zu versagen, wie sie sich weigern würden, Frieden zu machen. Zwar droht der kühnen Führerin mehrfach Abfall im eignen Lager; denn die weibliche Natur regt sich in einigen ihrer Gefährtinnen gar stark; aber wachsam und thatkräftig weiß sie die Durchführung aller solcher Gelüste zu vereiteln und zeigt durch ihr eignes Verhalten, wie man die Männer willfährig machen müsse. In ihrem Gatten erweckt sie die süße Hoffnung auf Befriedigung seines Liebestriebes; in raffinirter Weise steigert sie sein Verlangen auf den höchsten Grad; im letzten Moment aber entschlüpft sie ihm und trägt so nicht wenig dazu bei, daß die Männer sich schließlich zum Frieden bequemen. In dieser Komödie sind die Anknüpfungen an die Wirklichkeit selbstverständlich viel schwächer, als in den früher besprochenen. Freilich werden die athenischen Frauen in ihrer Mehrheit für den Frieden gewesen sein; auch ist es wohl Thatsache, daß damals in Athen das weibliche Geschlecht etwas

aus seiner herkömmlichen Zurückhaltung herauszutreten anfing; aber was uns der Dichter bietet, das liegt natürlich ganz außerhalb der Grenzen geschichtlicher Möglichkeit. Es ist trotz der keck realistischen Durchführung nur ein Trugbild, wie es in den Köpfen einzelner Frauen und in den Phantasien mancher Friedensfreunde auftauchen mochte; ein Trugbild, das aber immerhin sein Theil dazu beitragen konnte, die Friedensbestrebungen der athenischen Konservativen zu unterstützen. Wenn aber der Dichter damals in solcher Weise die Frauen zur Unterstützung seiner Friedenswünsche aufrief, so dürfen wir annehmen, daß er keine Aussicht sah, sie mit Hülfe der Männer durchzuführen, daß die Volksstimmung in Athen trotz oder vielleicht auch wegen der letzten Schicksalsschläge eine entschieden kriegerische war. Nur sollten wir nicht verkennen, daß diese Stimmung keineswegs aus bloßer Herrschsucht und Ruhmbegier, sondern mindestens ebensosehr aus echtem Patriotismus hervorging. Die Athener als ein Volk, dessen bedeutendste Erwerbszweige Handel und Schiffahrt waren, konnten unmöglich den Krieg um des Krieges willen wünschen; aber neben dem Handelsgeist lebte in ihnen ein stolzes Großmachtsbewußtsein und aus diesem heraus sahen sie — mit Recht — in der Fortführung des Kriegs eine moralische Nothwendigkeit. Gewiß haben sie schließlich noch viel mehr opfern müssen, als damals zur Erlangung des Friedens nöthig gewesen wäre; aber das ließ sich nicht voraussehen, und hätten sie sich auf der Höhe, die sie bald nach Aufführung der „Lysistrata" wieder erreichten, behauptet, dann hätten sie wahrlich Veranlassung gehabt, das muthvolle Ausharren zu segnen. Aehnliche Erwägungen lagen vielleicht selbst dem Aristophanes nicht ganz fern; aber um seiner oligarchischen Freunde willen durfte er sie keinesfalls in den Vordergrund schieben, und so ergab sich ein verzerrtes und getrübtes Bild von dem Kampf der Kriegs- und der Friedenspartei. Er selbst aber war doch

ein viel zu guter Athener und viel zu wenig verblendeter Parteimann, als daß er wirklich nur mit den Augen seiner Parteigenossen gesehen hätte.

Bei der Stellung indes, die er einmal eingenommen hatte, begnügt er sich nicht damit, die Frage: „Ob Krieg oder Frieden“ mit aller Schärfe in dem dadurch gegebenen Sinne zu beleuchten, sondern er sucht auch dadurch für den Frieden zu wirken, daß er den Krieg aus ganz nichtigen und verwerflichen Ursachen entstanden sein läßt und die Leiden, die dadurch über das Volk kommen, in den schwärzesten Farben malt. Er bleibt noch einigermaßen der Wahrheit getreu, wenn er das ganze Kriegsunheil auf des Perikles hartnäckiges Festhalten an der Grenzsperre gegen Megara zurückführt (Frieden 596 ff.); denn vielleicht wäre in der That der Ausbruch des Krieges durch Nachgiebigkeit in diesem Punkte zunächst verhindert worden. Aber auf jeden Fall übersieht er — und wohl mit Absicht — daß die Ursachen des Krieges viel tiefer lagen, eben in der natürlichen Rivalität der beiden hellenischen Großmächte Athen und Sparta, und daß ein Entscheidungskampf früher oder später unvermeidlich war. Mußte aber der Krieg kommen, so konnte er dem Perikles gerade damals, wo er ihn aus inneren Schwierigkeiten befreite, nur gelegen sein. — Indes Aristophanes weiß in den „Acharnern“ (521 ff.) noch von einer andern Kriegsursache zu berichten. Athenische Jünglinge haben aus Megara die Dirne Simaitha geraubt; die Megarenser aber haben sich dafür gerächt, indem sie zwei Dirnen der Aspasia, die danach also wie eine gewöhnliche Kupplerin erscheint, hinwegführten: um diese Beleidigung zu rächen, hat dann Perikles den Krieg entflammt. Glauben hat der Dichter gewiß für diese Erzählung selbst nicht erwartet; aber er knüpfte damit an die populäre Vorstellung an, Aspasia sei mindestens ursprünglich eine gewöhnliche Hetäre gewesen.

Das Elend, das der so leichtsinnig entfesselte Krieg vor allem über die Landbewohner gebracht hat, während der städtische Pöbel keinen Schaden, ja vielleicht gar Vortheile davon hatte, malt der Dichter in lebhaften Farben. Eine solche Stelle, die, natürlich mit starker Uebertreibung, doch immerhin an historische Thatsachen anknüpft, finden wir z. B. „Frieden“ 622 ff. — Erst als der Krieg zu Ende ist, kann der Chor sich wieder an den früheren ländlichen Freuden ergötzen, die uns mit derber Anschaulichkeit geschildert werden (ebd. 1120 ff.); aber während auch die meisten Handwerker mit dieser Wendung sehr einverstanden sind, machen andere, wie die Helm- und Schwerthändler, dem Trygaios die bittersten Vorwürfe (1179 ff.). Mit noch stärkern Farben wird uns das Elend des Krieges einige Jahre früher, also als noch keine Friedensaussicht war, in den „Acharnern“ vorgeführt. Der unglückliche megarische Bauer verkauft hier seine zwei kleinen Mädchen als Schweinchen (724 ff.), um von dem kärglichen Erlös seinen Hunger zu stillen. Die ungeheuerliche Uebertreibung liegt klar zu Tage; aber wohl mögen die Megarenser durch die Grenzsperre in bittere Noth gekommen sein.

Nicht minder unfähig wie in der Rechtspflege und in der auswärtigen Politik zeigt sich der athenische Demos, wenn uns Aristophanes ein wahrhaftes Spiegelbild von ihm gegeben hat, auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens. Er lebt in fortwährender thörichter Furcht vor Wiederaufrichtung einer Tyrannis und vor oligarchischen Verschwörungen (Ritter 478 ff.; Wespen 506 ff.); die Unterdrückung der Hetärien ist der erste Vortheil, den die Frauen, wenn sie zur Herrschaft gelangt seien, in Aussicht stellen (Lysistrata 570 ff.). Und dasselbe Volk folgt doch der Leitung gerade der Männer, die seiner Freiheit am ersten gefährlich werden können, wenn sie ihm nur nach dem Munde zu reden verstehen. Wer ihm recht augenfällige, grob materielle Vortheile zu bieten oder auch nur mit Wahr-

scheinlichkeit in Aussicht zu stellen im stande ist, den überhäuft es mit allen möglichen Ehren, dem gewährt es die Speisung im Prytaneion und wäre er auch ein so ungebildeter und verworfener Patron, wie der „Gerber" Kleon. Einzeln genommen sind die Athener ganz vernünftig; aber wenn sie in der Volksversammlung in Menge zusammensitzen, da gewinnt in jedem die Thorheit das Uebergewicht. Dies Volk in seiner Gesamtheit hat Aristophanes mit nie übertroffener Keckheit in den „Rittern" unter dem Bilde eines völlig kindisch gewordenen Greises darzustellen gewagt. Der alte Herr Demos entbehrt jeglichen gesunden Urtheils; den thörichtsten Versprechungen und Lügenorakeln wird er zur leichten Beute; die gröbsten Schmeicheleien wirken bei ihm am sichersten. Der plumpe und rohe Kleon kann nur durch einen Menschen überwunden werden, der noch ungebildeter und verworfener ist, durch den Wursthändler. Verhältnißmäßig leicht kommt dieser ans Ziel, und nun wäre das absolute Chaos, der völlige Untergang des unglücklichen alten Mannes, d. h. des Staates, gewiß, wenn nicht der Wursthändler sich plötzlich in den edeln Staatsretter metamorphosirte und den alt und kindisch gewordenen Demos durch Aufkochen verjüngte. Nun ist dieser wieder ein verständiger, zu allem Guten brauchbarer Mann im besten Alter; die alte gute Zeit ist zurückgekehrt. Dieser Schluß ist offenbar gewaltsam und ebenso liegt zu Tage, daß jenes Athen, das in jedem Jahrzehnt mehrere hervorragende Geister auf dem Gebiete des Staatslebens, der Philosophie, der Litteratur und der bildenden Kunst erzeugte, völlig verschieden gewesen sein muß von dem faselnden Greise der „Ritter". Einzelne Schwächen der Volksmenge, ihre Empfänglichkeit für Schmeicheleien, ihr Verlangen nach grobsinnlichen Genüssen, ihre Leichtgläubigkeit, ihre kühnen Träume von einer weit über die bisherigen Grenzen erweiterten Machtstellung sind mit andern völlig erdichteten Zügen zu einem

Gesamtbild von ungeheurer komischer Wirkung, aber im ganzen geringer historischer Wahrheit verschmolzen.

Gewiß können wir aus Aristophanes die allgemeinen politischen Verhältnisse Athens kennen lernen; aber vor schweren Irrthümern werden wir uns dabei nur dann bewahren, wenn wir ihm mit großer Vorsicht gegenüber treten. Etwas besser steht es mit einzelnen Vorgängen, die er als Thatsachen erwähnt; doch ein blinder Glaube wäre auch auf diesem Gebiete, wie wir schon gelegentlich gesehen haben, so unangebracht wie möglich. Es ist hier nicht der Ort, auch nur die Mehrzahl dieser geschichtlichen Anspielungen auf ihren Wahrheitskern zu untersuchen. Nach welchen allgemeinen Grundsätzen bei solchen Ermittelungen verfahren werden muß, habe ich schon oben angedeutet. Jetzt sollen diese Bemerkungen noch durch einzelne Beispiele erläutert werden. Wenn in den „Acharnern" (62 ff.) von einer aus dem Perserreich zurückkehrenden Gesandtschaft die Rede ist, so dürfen wir daraus mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß eine solche — von der wir sonst freilich nichts wissen — in jenen Jahren abgegangen war; alle weitere Folgerungen aber unterläßt man am besten. — Daß sich aus jener Stelle der „Ritter", wo behauptet wird, die Verhandlungen des Kleon mit Argos seien in Wirklichkeit zu dem Zwecke angesponnen, zur Befreiung der Gefangenen von Sphakteria zu konspiriren (468 ff.), mit Sicherheit die Thatsächlichkeit jener Verhandlungen ergiebt, habe ich schon angedeutet, und es ist klar, daß hier ein sehr deutlicher Beweis von des Kleon verständiger Politik vorliegt. Er zeigt sich durch diesen Schritt als Vorgänger des Alkibiades, der einige Jahre später bei ähnlichen Verhandlungen so bedeutende Erfolge erreichte. Wie in diesem Falle, so sind auch sonst meist die Thatsachen, die wir erfahren, wichtig zur Charakterisirung irgendwelcher historischer Persönlichkeiten, und so bildet Aristophanes richtig benutzt zur Beurtheilung seiner bedeutenderen Zeit-

genossen eine sehr wichtige Quelle. Für Kleon und Sokra haben wir das schon gesehen; wir wenden uns jetzt einig weiteren Beispielen zu. Da treten in den „Rittern" als Fein des Kleon Nikias und Demosthenes auf. Diese Rolle paßt Wirklichkeit wohl nur für Nikias. Denn bleibt es auch denkb daß nach dem Erfolge von Sphakteria zwischen dem tapfer Feldherrn Demosthenes und dem herrschenden Demagogen etwa durch allzugroße Prahlerei des letzteren mit seinem Verdien dabei — eine gewisse Entfremdung eintrat, so wissen wir d von doch gar nichts. Dagegen die allgemeinen Züge im Charakt des Feldherrn: Tapferkeit und kühne Entschlossenheit spiege sich sehr richtig in der Rolle wieder, die er in den „Ritter spielt; richtiger wo möglich noch das unentschlossene Zaudern d Nikias. Ganz prächtig ist ferner, vor allem in den „Acharnern der kühne Haudegen Lamachos geschildert. — Anders aber st es z. B. mit dem immer wiederkehrenden Schelten über Schuftigkeit des Hyperbolos. Da der Dichter nämlich nirgen einen thatsächlichen Beleg dafür vorzubringen weiß, so ist d größte Mißtrauen gegen seine Behauptungen am Platze; dageg machen es einige Stellen wahrscheinlich, daß dem gleichfalls se häufigen Spott über die Feigheit des unförmlichen dick (Acharner 88) Kleonymos eine, gewiß stark aufgebauschte, Th sache zu Grunde liegt. In den „Wespen" lernen wir sowo einige Parteigänger des Kleon, die sich zu einem Gelage v sammelt haben (1250 ff.), als auch eine oligarchische Ze gesellschaft (1329 ff.), an der von bekannten Männern u. Antiphon und Phrynichos betheiligt sind, kennen. Im allgemein sind Anspielungen auf Leute dieser Parteirichtung selt Aristophanes hütet sich, von den Oligarchen mit besond Anerkennung zu sprechen; er hätte dadurch nur Mißtrauen err und man darf auch zweifeln, ob sein eignes Herz ihn sehr d trieb, aber Angriffe gegen sie vermeidet er natürlich im

gemeinen erst recht. Den Theramenes freilich verspottet er als einen Menschen, der den Mantel nach dem Winde hängt und sich stets zu retten weiß (Frösche 545 ff.; 996 ff.); ihn betrachtete er aber auch als einen Abtrünnigen. Und wenn er den Phrynichos nach seinem Tode sehr hart verurtheilt (ebd. 712 ff.), so geschieht das wohl nur, um das Volk für die übrigen Oligarchen, als durch ihn Verführte, desto milder zu stimmen. Der Spott gegen Nikias bleibt maßvoll und richtet sich nur gegen allgemein bekannte Schwächen dieses Mannes. Besonders schonend verfährt er dem Alkibiades gegenüber, in dem er eine wahlverwandte Natur erkannt haben mag. Wir finden diesen Mann, der doch für die damalige athenische Jugend typisch ist, ganz selten erwähnt. Bezeichnend ist eigentlich nur jene bekannte Stelle der Frösche (1462 ff.), die den Beweis liefert, daß der Dichter in der That im höhern Alter, durch schwere Erfahrungen belehrt, eine Stufe des politischen Urtheils gewann, die ihm in der stürmischen Jugend fehlte. Denn die Mahnung des Aischylos (1471, 72):

„Ein Löwen-Junges zieh' man nimmer auf im Staat;
Ist's aufgezogen, so gehorch' man seiner Art!"

die gewiß des Aristophanes eigne Ansicht wiedergiebt, enthält das Beste, was sich damals über diese Frage sagen ließ, und die Athener hätten nicht patriotischer und klüger handeln können, als wenn sie den weisen Rath befolgt hätten.

Noch haben wir eine Seite des Staatslebens nicht erwähnt, die heutzutage einen breiten Raum einnehmen würde: Heer und Flotte. Man könnte zunächst meinen, daß auch Aristophanes sich viel damit beschäftigen müßte, zumal da er in Kriegszeiten schreibt. Aber einmal kannten die Athener den Begriff des stehenden Heeres in unserm Sinne nur sehr unvollkommen; ein Offiziercorps als Berufsstand hatten sie gar nicht, und dann legt sich der Dichter aus gewichtigen Gründen diesen Dingen

gegenüber eine bei ihm ungewöhnliche Reserve auf. Ueber die einzelnen Strategen freilich urtheilt er mit seiner ganzen Unverfrorenheit, aber anders stellt er sich zum Heer als solchem und vor allem zur Flotte. Natürlich nimmt er nicht selten auf kriegerische Vorgänge Bezug, aber fast stets nur dann, wenn es gilt, einzelnen Männern etwas am Zeuge zu flicken. Sonst herrscht hier im ganzen ein achtungsvolles Schweigen; nur die Verdienste der in ihrer Mehrheit oligarchischen Ritter werden mit großer Wärme hervorgehoben (Ritter 598 ff.), während z. B. die viel wichtigeren Kämpfe um Sphakteria ihm lediglich Material gegen Kleon liefern. Natürlich geht des Dichters Enthaltsamkeit nicht so weit, sich alle nicht geradezu persönlichen Angriffe zu versagen — er geißelt z. B. scharf Ungerechtigkeiten bei der Aushebung (Frieden 1153 ff.) —, aber gegen die kriegerischen Unternehmungen als solche richtet er sie nur dann, wenn sie ins politische Gebiet hinüberspielen, wie die angeblichen Eroberungspläne gegen Karthago, die er aber vor allem benutzt, um seinem Groll gegen Hyperbolos Luft zu machen (Ritter 1301 ff.). Angriffe gegen die Flotte vollends fehlen überhaupt. Sie war eben das Palladium der athenischen Größe, und so verstummte ihr gegenüber selbst der Spott des Aristophanes. Nur vereinzelt findet sich eine Andeutung, daß der alte strenge Gehorsam jetzt auch hier einem Geist der zuchtlosen Kritik Platz gemacht habe. Dies Verhalten des Dichters ist ein Beweis für seinen Patriotismus, der überdies mehrfach in begeisterten Lobliedern für die Vaterstadt direkt zum Durchbruch kommt. Wohl kämpft er gegen die Eroberungspolitik; aber es freut ihn doch — mit starker Uebertreibung — von den 1000 Unterthanenstädten Athens reden zu können (Wespen 727 ff.). — Und widmet er jene Loblieder auch meist der vergangenen Zeit (vergl. die schon erwähnte Stelle Ritter 568 ff.), so finden sich doch auch Mahnungen zur Versöhnlichkeit in der Gegenwart, wie die schönen Worte Frösche 712 ff.

Am Schluß dieses Abschnittes findet ein kurzes Wort der Mahnung zur Vorsicht den Anspielungen des Dichters gegenüber am besten Platz; es liegt auf der Hand, wie leicht wir dabei Irrthümern verfallen können. Wenn z. B. Acharner 698 ff. (vergl. auch Wespen 976 ff.) von einer Anklage gegen den „krummen Alten" Thukydides gesprochen wird, so liegt es nahe, dabei an den Sohn des Melesias oder vielleicht auch an den Historiker zu denken; indessen Müller-Strübing hat überzeugend nachgewiesen, daß dies offenbar falsch wäre. Ueber diese negative Erkenntniß freilich können wir hier und in vielen andern Fällen, wo die Athener sofort wußten, woran sie waren, nicht hinauskommen. Auch Müller-Strübing selbst hat sich übrigens wiederholt verleiten lassen, zuviel wissen zu wollen. So behauptet er z. B., die Stellung Kleons in den „Rittern" erkläre sich daraus, daß er Staatsschatzmeister gewesen sei. In Wirklichkeit existirte ein solcher damals noch gar nicht, und damit fallen die umfangreichen Folgerungen, die jener Gelehrte mit großem Scharfsinn aus seiner Annahme zieht, in nichts zusammen.

Nehmen auch politische Fragen und politische Persönlichkeiten den breitesten Raum in des Aristophanes Komödien ein, so sind doch die Aufschlüsse, die wir über andere Lebensgebiete erhalten, zum Theil noch bedeutsamer, einfach deshalb, weil er diesen unbefangener gegenüberstand. Dies gilt besonders für alle Fragen des sozialen und wirthschaftlichen Lebens, einschließlich des ganzen Gebietes der Volkssitte. Der Dichter stand mitten im Volksleben. Sich selbst sollten die Athener in dem Spiegel erkennen, den er ihnen vorhielt, und so sind seine Komödien durchtränkt vom attischen Volksgeist. Das Bild, das wir aus des Dichters Stücken von den sozialen Verhältnissen in Athen bekommen, ist weit weniger trüb — weil weniger absichtlich getrübt — als das der politischen Zustände. Allerdings müssen

wir uns, um gerecht zu urtheilen, auf den Boden der hellenischen und nicht der christlich-germanischen Anschauung stellen. Dann werden wir an dem ungescheuten Verkehr auch älterer verheiratheter Leute, wie des einfachen Bauern Dikaiopolis, mit Dirnen keinen Anstoß nehmen; wir werden überhaupt eine Heilighaltung der Ehe, wie sie bei uns wenigstens theoretisch gefordert wird, nicht erwarten; wir werden es selbstverständlich finden, daß eigentliche Liebesscenen zwischen jungen Männern und jungen Mädchen bei Aristophanes gar nicht vorkommen; wir werden uns über die laxe Anschauung von der Knabenliebe, die als eine wenigstens von den Vornehmen allgemein geübte Unsitte erscheint (vergl. vor allem Wolken 1090 ff.) nicht wundern. Wenn das Familienleben ganz außerordentlich zurücktritt, so ist das begreiflich, nicht nur wegen der thatsächlichen griechischen Verhältnisse, sondern auch, weil der Dichter im wesentlichen nur den in der Oeffentlichkeit sich abspielenden Theil des Lebens — das war ja freilich weit mehr als heutzutage und in unserm Klima — vorführt.

Die Leute aus dem Volke sind bei ihm selbstverständlich keine Musterbilder von Edelmuth und moralischer Haltung, aber sie machen doch meist einen erfreulichen Eindruck durch die harmlos-natürliche Fröhlichkeit, die ihnen — wenn auch theilweise durch die Kriegsnoth zurückgedrängt — eigen ist (vergl. ihren kindlich-naiven Jubel, Frieden 315 ff.). Kopfhängerisches Wesen liegt diesen Leuten so fern wie möglich; mit starke Lebensfreudigkeit genießen sie, was ihnen das Leben biete wenn sie nicht mehr haben können, sind sie für die einfachst Speisen dankbar und vermögen dabei fröhlich und vergnügt bleiben. Wirklich drückende Armuth war offenbar unter normal Verhältnissen im athenischen Bürgerstand selten; die staatlic Einrichtungen, die die ganze Steuerlast auf die Bundesgenos und auf die wohlhabenden Bürger abwälzten, und die außert

durch Kriegs- und Heliastensold, sowie durch die verschiedenen Festgelder den Aermeren einen zur Noth ausreichenden Lebensunterhalt und einigen Antheil an den Vergnügungen sicherten, trugen dazu ebensoviel bei, wie das milde Klima und die herkömmliche Bedürfnißlosigkeit. Nichts spricht dafür, daß die heutige Bettlerplage der südlichen Länder schon im damaligen Athen bekannt war. Etwas bedrängter wird die Lage der ärmeren Metöken gewesen sein: aber geradezu Mangel scheinen, nach Aristophanes zu urtheilen, auch unter ihnen nicht viele gelitten zu haben, und andererseits befanden sich gerade unter dieser Bevölkerungsklasse viele wohlhabende, ja reiche Leute. Die Sklaven hatten gewiß in den verschiedenen Häusern ein sehr verschiedenes Loos; aber auch die Bedrücktesten unter ihnen werden sich beträchtlich wohler befunden haben, als viele Fabrikarbeiter in einem modernen Großstaat. Natürlich waren sie gegen schlechte Behandlung, soweit sie gewisse Grenzen nicht überschritt, formell wehrlos; aber die milde Volkssitte schützte sie besser, als ein Gesetz es vermocht hätte. Auch lag es gerade in den damaligen Kriegszeiten im eigenen Interesse der Herren, sie gut zu behandeln, weil sie sonst leicht über die Landesgrenze zu den Feinden fliehen konnten (Wolken 7). Ein Blick auf die Rolle, die Xanthias und Sosias in den „Wespen" und ein zweiter Xanthias in den „Fröschen" spielen, beweist, daß die Sklaven durchschnittlich von bleicher Furcht weit entfernt waren. Natürlich hat Aristophanes auch hier etwas stark aufgetragen. Der Xanthias der „Frösche" erscheint nicht eigentlich als der Untergebene, sondern als der etwas niedriger stehende Spießgeselle des Dionysos. Ein Sklave endlich ganz nach der Art der mittleren und neueren Komödie tritt uns in dem Karion des „Plutos" entgegen. Er mischt sich unaufhörlich in die Familienangelegenheiten und zeigt dabei eine große Keckheit der Sprache. — Ganz zweifellos waren damals die sozialen Gegensätze nicht

entfernt so schroff wie heutzutage. Selbst die vornehmsten und reichsten Männer standen in lebendiger Fühlung mit dem Volk; der demokratische Grundzug des Staatswesens legte es ihnen von vornherein nahe, sich mit ihren ärmeren Mitbürgern gut zu stellen. Scheue Angst der Armen vor den Reichen und demüthig-kriecherisches Wesen waren im großen und ganzen im damaligen Athen selten; mochten sich auch immerhin mancherlei Abhängigkeitsverhältnisse herausbilden, mochte namentlich das allgewaltige Geld als Bestechungsmittel gar oft seine Kraft erproben, jedenfalls hatte es auch der ärmste Bürger in der Hand, sich das Gefühl menschlicher Würde zu bewahren. Gab er diese preis, so fand er dafür in den Verhältnissen weit weniger als vielfach heutzutage eine Entschuldigung. Dementsprechend verkehren bei Aristophanes alle Bürger untereinander mit der größten Unbefangenheit und man darf dies gewiß nur theilweise auf die Freiheit der Komödie zurückführen. Wäre nicht wirklich ein starkes Unabhängigkeitsgefühl weit verbreitet gewesen, so hätte sich das Volk als ganzes auch nach außen nicht jenes Gefühl staatlichen Stolzes und jene Widerstandskraft bewahren können, die es in den letzten Kriegsjahren in so bewundernswerther Weise gezeigt hat.

Neben der gleichmäßigeren wirthschaftlichen Lage wirkten auch noch andere Dinge auf eine Milderung der sozialen Gegensätze hin. So groß auch der Abstand war zwischen einem vornehmen Athener, der wie Perikles mit allen Elementen der damaligen höhern Bildung durchtränkt war, und einem athenischen Kleinbürger oder Bauern — immerhin standen sie sich auch nach dieser Richtung hin näher, als heutzutage der gelehrte Spezialist oder auch der feine Litteratur- und Kunstkenner auf der einen und der gewöhnliche Fabrikarbeiter oder Bauernknecht auf der andern Seite. Allerdings gab's in Athen keinerlei Schulzwang, und viele Bürger mochten selbst von den Elementen

der heutigen Schulbildung wenig oder nichts wissen; dafür aber boten die sonstigen Verhältnisse einen mehr als ausreichenden Ersatz. Auf die Stufe, auf die heute der Unterricht der gewöhnlichen Volks- oder Dorfschule emporhebt, gelangte nach damaligen Verhältnissen der Athener gewissermaßen von selbst durch alle die bildenden Anschauungen, die sich ihm von frühester Jugend an aufdrängten. Bildende Kunst und Litteratur traten ihm sehr bald nahe; die herrlichen Tempel und sonstigen öffentlichen Bauwerke schaute er schon als Kind mit ahnungsvollem Sinn. Reifte er zum Jüngling heran, so konnte er sich im Theater an den Tragödien des Sophokles und Euripides, an den Komödien des Aristophanes und Eupolis erfreuen, und bald kam die Zeit, wo er seinen Platz in der Volksversammlung und dann auch unter den Heliasten einnahm. Der Kriegsdienst im Landheer oder auf der Flotte vermittelte ihm die Bekanntschaft mit fremden Ländern — so gewann er durch eigene Erfahrung eine gewisse Weite des Blickes und erwarb sich eine politische und litterarische, bis zu einem gewissen Grade auch eine juristische Urtheilsfähigkeit, die über das Maß des unseren heutigen ärmeren Klassen Erreichbaren unstreitig hinausging. Zwar hat man noch ganz neuerdings behauptet, der Durchschnitt der allgemeinen Bildung sei im damaligen Athen niedriger gewesen, als heute etwa in Deutschland; aber das ist nur möglich, wenn man jene ohne weiteres in dem heutigen Sinne nimmt, ohne den gewaltigen Unterschied der Zeiten und Verhältnisse zu bedenken. Wer seinen Aristophanes kennt, der wird solchen Anschauungen entschieden widersprechen. Gewiß wimmelt es in dessen Komödien von Stellen, die hauptsächlich auf den Geschmack des großen Haufens berechnet sind. Dahin gehört namentlich ein großer Theil der Obscönitäten, an denen freilich auch viele Angehörige der höheren Klassen Gefallen gefunden haben werden. Aber daneben stehen Anspielungen der

verschiedensten Art, die doch in solcher Ausdehnung nur dann begreiflich sind, wenn sie im allgemeinen auch beim „Volk“ auf Verständniß rechnen durften. Hierher gehören zunächst die spöttischen Bemerkungen über das Privatleben wie über die öffentliche Thätigkeit der verschiedensten politischen Persönlichkeiten. Soweit es sich dabei um Stadtklatsch handelt, dürfte ein Komiker wohl auch heute auf allgemeines Verständniß rechnen. Aber viele Scherze reichen doch weit über dies Gebiet hinaus. Noch beweiskräftiger für das allgemeine Interesse an geistigen Fragen sind die zahlreichen Anspielungen auf die Lehren der Sophisten und auf die Werke der verschiedensten Dichter, namentlich der Tragiker und Komiker. Ein Blick in des Aristophanes „Wolken“ oder „Frösche“ belehrt uns, welche Ausdehnung dergleichen oft gewann. Gewiß waren nicht alle Anspielungen für jeden Zuschauer verständlich; aber wenn der Dichter nicht im ganzen auf ein ausreichendes Verständniß hätte rechnen dürfen, so wäre z. B. bei den „Fröschen“ ein großer Theil der Wirkung verloren gegangen. In Wirklichkeit erhielten sie den ersten Preis, und doch haben wir darin geradezu ein Repertoire von Stellen der verschiedensten Dramen des Aichylos, also gerade desjenigen Tragikers, der dem damaligen Durchschnittsathener am fernsten lag, vor uns. Wie unbedeutend ist solchen Stücken gegenüber der geistige Gehalt der Lustspiele und Possen, die heute die großen durchschlagenden Erfolge — wenn auch nur vorübergehend — zu erringen pflegen! Wahrlich die Moser, Blumenthal und Mannstädt verlangen nicht den vierten Theil des Verständnisses, das für den einigermaßen adäquaten Genuß einer aristophanischen Komödie erforderlich war. Und noch eine andere Parallele liegt nahe. Die harmlosen Scherze der „Fliegenden Blätter“ sind im allgemeinen auch für den gewöhnlichen Mann von einigem Mutterwitz verständlich; die politisch-sozial-ästhetische Satire des „Kladderadatsch“

dagegen ist es nur für den höher Gebildeten. Und doch erinnern die aristophanischen Komödien viel mehr an das Berliner als an das Münchener Witzblatt. Die zunächst auffallende Erscheinung, daß Anspielungen auf Werke der bildenden Kunst bei unserem Komiker so selten sind, erklärt sich gewiß daraus, daß sie wenig Gelegenheit bieten konnten, persönliche Spitzen — das Lebenselement dieses Dichters — anzubringen. Uebrigens wird die vorgetragene Anschauung von dem hohem Grad allgemeinen Verständnisses, natürlicher Bildung in Athen meiner Meinung nach überzeugend unterstützt durch den Charakter z. B. der perikleischen Reden des Thukydides. Die Leichenrede vor allem, nach meinem Geschmack das Großartigste, was auf diesem Gebiete überhaupt geleistet worden ist, mag immerhin in Wirklichkeit etwas einfacher und populärer gehalten gewesen sein; auf keinen Fall haben wir Grund, die hohen und stolzen Gedanken, die sie erfüllen, dem Perikles abzusprechen, und wenn der Leiter des Staats solche bei einer öffentlichen Feier, die doch Eindruck aufs Volk machen, seinen patriotischen Opfermuth anspornen sollte, vorzubringen für richtig hielt, so mußte er überzeugt sein, daß sie auch fürs Volk mehr als hohler Klang schöner Worte sein würden, daß er wenigstens ein fühlendes Verständniß dafür finden und ihre Geister und Herzen innerlich ergreifen werde. Eine gleiche Voraussetzung wäre bei einer heutigen ganz allgemeinen Feier, etwa bei der Enthüllung eines Siegesdenkmals, offenbar nicht berechtigt.

In kürzeren Worten läßt sich ein Bild von der Art geben, wie sich die Stellung des weiblichen Geschlechts bei Aristophanes wiederspiegelt. Die Hetären, die einzigen Frauen, denen es nach athenischer Sitte erlaubt war, in die Oeffentlichkeit herauszutreten, spielen, entsprechend dem politischen Grundcharakter der alten Komödie, noch nicht entfernt die Rolle, die ihnen in der mittleren und neueren zufiel: offenbar traten sie auch thatsächlich

damals noch nicht so in den Vordergrund. Die wenigen Züge ihres Wesens, die bei unserm Dichter sich finden, lassen sich aus anderen Quellen besser und genauer entnehmen; nur wenige berüchtigte Hetären werden wiederholt verspottet; die einzige bedeutende Frau, die mehrfach der Satire des Dichters zum Opfer fällt, ist Aspasia. Daß ihr Bild dabei in der Beleuchtung erscheint, die es durch den Stadtklatsch erhalten hatte, kann uns nicht wundernehmen. Die ganze Art, wie ihr Aristophanes mitspielt, zeigt deutlich, wie stark Perikles durch den Bruch mit der überlieferten Sitte, dessen er sich durch die Vermählung mit ihr schuldig machte, die öffentliche Meinung Athens verletzt hatte. — Bezeichnend für die attischen Verhältnisse ist es, daß in den älteren Komödien überhaupt keine Frauen auftreten. Sie konnten es eben kaum anders, als wenn sie im Widerspruch mit der selbst in des Perikles Leichenrede wiederkehrenden Anschauung aus dem Kreise des Hauses heraustraten. Diesen Schritt thun sie denn auch in dreien von den späteren Stücken, in der „Lysistrata“, den „Thesmophoriazusen“ und den „Ekklesiazusen“, in denen die Frauen geradezu die Hauptträger der Handlung sind. Aber der Volkssitte entspricht diese ihre Rolle nur in dem mittleren der genannten Stücke; denn die Thesmophorienfeier war in der That ein ausschließliches Frauenfest, und der Konflikt entsteht hier gerade dadurch, daß sich Mnesilochos als Frau verkleidet dabei einschleicht, um seinen Freund Euripides vertheidigen zu können. Von der „Lysistrata“ ist schon die Rede gewesen; die „Ekklesiazusen“ endlich enthalten eine Parodie der Emanzipationsgelüste, wie sie damals mannigfach auftauchen mochten. Die Frauen reißen die Herrschaft an sich, da die Männer sich als unfähig und unwürdig dazu erwiesen haben. Die Aufhebung der Ehe, die Durchführung der Weibergemeinschaft, die als das am meisten in die Augen fallende Ergebniß ihres Staatsstreiches erscheint, enthält eine Ver-

spottung von Ideen der Art, wie sie in Platos „Staat“ niedergelegt sind. Daß die thatsächliche Grundlage hier ebenso gering ist, wie in der „Lysistrata“ bedarf keines Beweises. Die Frau im Haus und in der Familie sehen wir nur im „Plutos“ auftreten, der ja überhaupt im ganzen den Charakter der mittleren Komödie trägt; aber besonders charakteristische Züge lassen sich aus diesem Stück nicht erschließen. Anders steht es mit den schon erwähnten drei anderen Komödien. Wenn in dem natürlich karrikirten Bild, das sie von der athenischen Bürgerin jener Zeit liefern, die Schatten stark überwiegen, so darf uns dies bei der ganzen Tendenz des Aristophanes nicht wundernehmen; wir wissen schon, daß wir dem Dichter nur mit großer Vorsicht folgen dürfen. — Natürlich haben die Frauen die Vorräthe des Hauses unter sich, und eben weil sie sich darin bewährt haben, meint Lysistrata, könnten sie gar wohl auch den Staatsschatz verwalten (Lysistrata 490 ff.). Freilich haben die Verleumdungen des Euripides bewirkt, daß einige Männer sogar die Wirthschaftsvorräthe unter Verschluß genommen haben und daß es auch nicht mehr so leicht ist wie früher, sich Nachschlüssel dazu machen zu lassen. Auch wachen jene ängstlich darüber, daß die Frauen sich kein Kind mehr unterschieben und keinen Freund zu sich einlassen; um letzteres zu verhindern, halten sie sich sogar große Molosserhunde (Thesmophoriazusen 386 ff.). Und diese Vorsichtsmaßregeln wären sehr gerechtfertigt, wenn die Geschichtchen, die Mnesilochos in Durchführung seiner Frauenrolle von sich und seinen Gefährtinnen erzählt (461 ff.) auch nur einigermaßen die wirklichen Zustände widerspiegelten. Die Frauen zeigen danach die äußerste Gewandtheit und Frechheit im Hintergehen der Ehemänner, und ihre Unsittlichkeit geht dabei angeblich z. Th. auf ein sehr frühes Mädchenalter zurück. In Wahrheit mögen ähnliche Dinge, wie die hier erzählten, auch damals wie zu allen Zeiten vorgekommen sein, aber eben

nur ausnahmsweise. Bei Aristophanes freilich erscheinen sie als etwas fast Alltägliches. Die Frauen wagen die Richtigkeit des ihnen vorgeführten erbaulichen Sittenbildes nicht ernstlich zu bestreiten. Aber kaum Jemand wird doch glauben, daß z. B. die Trunksucht ein unter ihnen weit verbreitetes Laster war. Und doch wird gerade darüber mehrfach gespottet. So erweist sich in einer der gelungensten Scenen der „Thesmophoriazusen" ein angebliches Kind, das das eine der Weiber mit in die Versammlung gebracht hat, als ein Weinschlauch von beträchtlicher Größe (725 ff.). Unschuldigere Schwächen der Frauen geißelt das 320. Fragment der 2. Thesmophoriazusen, in dem wir eine sehr genaue Schilderung antiker Toilettenkünste erhalten. — Nach dem Gesamtbild, das uns Aristophanes giebt, müßten die Männer — darin hat die Chorführerin der „Thesmophoriazusen" (780 ff.) ganz recht — recht froh sein, wenn sie die Weiber, diesen Fluch ihres Daseins, loswerden könnten. Und doch, so führt sie in anmuthiger Weise aus, ist das Gegentheil der Fall. Ist die Frau einmal ausgegangen, dann sucht sie ihr Gatte eifrig; schaut irgendwo eine zum Fenster heraus, so spähen die Männer eifrig und verliebt nach ihnen u. s. w. — Gewinnen wir aus Aristophanes auch nur einzelne Züge aus dem athenischen Frauenleben, immerhin gewährt er uns einen Einblick in die Verhältnisse, die in unseren sonstigen Quellen aus dem Alterthum nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen.

Das Gebiet der Erziehung will ich an dieser Stelle ganz übergehen; es wird am besten in dem Abschnitt behandelt, der der Litteratur und Philosophie gewidmet sein soll. Dagegen finden einige Bemerkungen über Sitte und Art des Volkes, sowie sie sich in der aristophanischen Komödie wiederspiegeln, hier einen geeigneten Platz. Auf diesem Gebiet können wir dem Dichter mit dem größten Vertrauen folgen; denn hier hätte er durch wirkliche Fälschungen geradezu seiner eignen Absicht entgegen-

gearbeitet; nur auf eine gewisse Vergröberung der Wahrheit müssen wir uns allerdings gefaßt machen. Das Hauptvergnügen der Aermeren besteht, wenn wir von öffentlichen Schaustellungen absehen, nach dem Dichter im geschlechtlichen Genuß — welche Freiheiten sich dabei die Männer gestatteten, ist schon besprochen — und im reichlichen, ja übermäßigen Essen und Trinken. Gefrässigkeit und Trunksucht erscheint in der Komödie bei öffentlichen Charakteren als ein schwerer Vorwurf; von ihnen wird — das ist noch heute der Standpunkt des Volks — als Aequivalent für ihre einflußreiche Stellung eine auch in allen äußern Dingen würdige Haltung verlangt. Aber dieselben Dinge schildert der Dichter bei den Leuten aus dem Volk, bei einem Dikaiopolis und Trygaios mit sichtlichem Behagen. Zum eigentlichen Typus populärer Gefrässigkeit hat sich in der Komödie merkwürdigerweise der gewaltige Herakles herausgebildet. Die Gefühle, die ihn in den „Vögeln" beschleichen, als er den süßen Duft des Bratens und der andern herrlichen Speisen riecht, waren dem Volke so recht verständlich; es begriff, daß er zur Nachgiebigkeit gegen die Vögel bereit ist, nur um möglichst bald zum Genuß dieser schönen Dinge zu kommen. — Und wie anschaulich schildert Strepsiades (Wolken 43 ff.) das behagliche, freilich auch recht unfeine Landleben

„Auf eignem Miste, wohlbehaglich, schlecht und recht",

das er aufgegeben hat, um eine stolze und putzsüchtige Stadtfrau zu heirathen. Wie beweglich beklagt der Alte die Schulden, in die ihn des Sohnes Pferdenarrheit, das Erbtheil der adligen Mutter, gestürzt hat! Und wenn hier das reichliche Leben auf dem Lande nur kurz gezeichnet wird, so finden wir eine ausgeführte anmuthige Schilderung seiner Freuden im „Frieden" 1120 ff. Auch die üppigen Gelage der Vornehmen werden uns verschiedentlich vorgeführt, besonders in den „Wespen", und in

demselben Stück (1161 ff.) sehen wir in einer ergötzlichen Scene, wie Bdelykleon seinen Vater Philokleon, allerdings mit mangelhaftem Erfolg, darin unterweist, sich nach modischer Art zu amüsiren: das einzige greifbare Ergebniß ist eine ganz gehörige Betrunkenheit des Alten. — Eine karrikirte Darstellung des bunten athenischen Straßenlebens dürfen wir in jener Scene der „Vögel" erkennen, wo sich in dem eben gegründeten Wolkenkuckucksheim Wahrsager, Gesetzeshändler, Sykophanten und andere Charlatane und Quacksalber der verschiedensten Art einfinden, um ihre Dienste anzubieten. Freilich müssen sie mit Schimpf und Schande abziehen; denn die beiden Athener haben ihre Heimath nicht verlassen, um in dem neuen Wohnsitz die alten Plagen wiederzufinden.

Daß das ganze Leben und Treiben den Charakter einer heute unwiederbringlich verlorenen Ungezwungenheit und Natürlichkeit trug, wurde schon früher erwähnt. Die Stücke des Aristophanes sind dafür ein sprechender Beweis. Selbst von den natürlichen Vorgängen der Verdauung und ähnlichen Dingen, die heutzutage nur ausnahmsweise besprochen werden, reden die Personen des Dichters, wenigstens soweit sie den gewöhnlicheren Kreisen angehören, ganz öffentlich und offenbar gern; auch die außerordentlich zahlreichen Obscönitäten dürfen wir bei weitem nicht in dem Maße als Zeichen von Unsittlichkeit des Volks auffassen, wie wir dies heute thun müßten. Die Athener ähnelten in dieser Hinsicht wirklich noch großen Kindern; das Raffinement der Zote spielte vielleicht damals eine geringere Rolle, als heutzutage. — Selbst ins Gebiet der eigentlichen Volkslitteratur thun wir durch Aristophanes gelegentlich einen Blick. Wenn Philokleon sich zweimal auf äsopische Fabeln beruft, so müssen diese damals noch lebendiges Besitzthum des Volks gewesen sein.

Noch zwei Gebiete des athenischen Lebens haben wir zu betrachten: die litterarischen Zustände im weitesten Sinne, d. h.

einschließlich der philosophischen und rhetorischen Bestrebungen, der Musik und des ganzen Gebietes der Erziehung, und endlich den Glauben und Aberglauben des Volkes. Nach beiden Richtungen bietet der Dichter reichliches Material. Seine Zeit ist auch auf dem Gebiete der höhern Bildung eine Epoche der Unruhe und des Emporstrebens neuer Richtungen. Aristophanes kämpft auch hier anscheinend für das Alte; aber in Wirklichkeit ist er gerade in dieser Beziehung durchtränkt von den neuen, eben die Herrschaft über die Geister gewinnenden Anschauungen. Die damals einflußreichste philosophische Richtung, die der Sophisten, bekämpft er während seiner ganzen Dichterlaufbahn mit gleicher Entschiedenheit. Ebenso hat er für die Forschungen eines Anaxagoras und Protagoras nur Spott. Die Sophisten trugen, wenn wir ihn hören, die Hauptschuld an der einreißenden sittlichen Verwilderung; sie verwischen alle Grenzen von Gut und Böse; sie haben es zu verantworten, wenn den Kindern jede Pietät gegen die Eltern abhanden gekommen ist. Pheidippides zeigt, schon bevor er Schüler des Sokrates wird, herzlich wenig kindliche Gesinnung; dieser raubt ihm noch den letzten Rest davon; er entblödet sich nicht, seinen Vater zu schlagen, und beweist ihm noch dazu, daß er damit recht handle; ja auch seiner Mutter gegenüber ist er entschlossen, dasselbe Recht in Anspruch zu nehmen. Nicht viel besser benimmt sich freilich Bdelykleon, der doch ein Anhänger des Alten sein will, und seine Entschuldigung liegt höchstens darin, daß sein Vater wirklich als ein kindisch gewordener Greis erscheint. — Genau so verderblich sind nach Aristophanes die Lehren der Sophisten dem religiösen Glauben des Volkes geworden; diese Männer verkünden ja laut, daß Zeus und die andern Götter nur Erfindungen der Priester sind; sie wissen für alle Naturvorgänge natürliche Erklärungen zu finden. Das Musterbild dieser Art, der aristophanische Sokrates, ist uns schon bekannt geworden.

Noch bleibt aber die Frage zu beantworten, ob das vom Dichter entworfene Bild wenigstens für die Sophisten im engern Sinne der Wahrheit entspricht. Darauf läßt sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten. Unstreitig hatten diese Lehren schon durch den kritischen Geist, der sie durchwehte, zunächst eine zersetzende Kraft; sie haben als Ziel einer Entwickelung aufgefaßt nichts Erfreuliches, und als solches erschienen sie dem Dichter und vielleicht auch vielen ihrer wärmsten Anhänger. Aber in der That waren sie nur der Durchgangspunkt zu einer neuen, positiveren Anschauung, als deren Hauptvertreter wir Plato, der alle durch Sokrates gegebenen positiven Anregungen am konsequentesten verwerthete, zu fassen haben. Die Sophisten hatten die nicht sehr erfreuliche, aber nothwendige Aufgabe, zunächst einzureißen, was unhaltbar geworden war; sie mußten also selbstverständlich den Zorn aller Vertheidiger des Alten erwecken, und vor allem eine so frische Kraft wie Aristophanes mußte sich gereizt fühlen, mit allen Waffen des Spottes und Hohns gegen die Jugendverderber anzukämpfen. Er übersah dabei zunächst, daß die Sophisten viel mehr der deutlichste Ausdruck einer sich emporringenden neuen Zeitrichtung, als die Ursache davon waren. Der einleuchtendste Beweis dafür liegt eben in der merkwürdigen Thatsache, daß dieser ihr streitbarster Gegner selbst durchtränkt ist von dem Gift, das er bekämpft; in vielen seiner Dialoge bewundern wir die volle Kraft sophistischer Dialektik, und kommt sie auch äußerlich stets den Widersachern des Neuen zu Gute, in Wirklichkeit haben wir wiederholt den Eindruck, daß der scheinbar Besiegte auch eine berechtigte Sache vertritt; ein Blick auf den Streit der beiden Redner in den „Wolken" genügt, um das zu erkennen. Gewiß sind die Grundsätze des gerechten die edleren; gewiß ist das Gemälde, das er von der alten guten Zeit entwirft, sehr erfreulich; aber der ungerechte verläßt doch als stolzer Sieger den Kampfplatz und

vor allem kann er mit Genugthuung darauf hinweisen, daß eigentlich alle Zuschauer nach seinen Grundsätzen handeln. Das heißt doch zugeben, daß die alte Zeit unwiderbringlich vorbei war und daß nur ein moralischer Don Quixote hoffen konnte, sie werde wiederkehren: Unser Dichter hatte zu einem solchen keinerlei Anlage, ja man darf zweifeln, ob er ein solche Wiederkehr ernstlich wünschte. Die zersetzende Thätigkeit der Sophisten zeigt sich natürlich am deutlichsten bei dem Einfluß, den sie durch den Unterricht in der Rhetorik und in den verwandten Fächern, überhaupt in praktischer Lebensweisheit, auf die Jugend übten. Strepsiades und Pheidippides in ihrem Gegensatz sind nur ein getreues Abbild ihrer beiden Generationen. Als Strepsiades jung war, befand sich die aufklärerische Bewegung erst in den Anfängen; nur die geistigen Spitzen des Volks waren schon damals in sie hineingezogen; selbst viele Gebildete hatten erst eine unbestimmte, mit scheuer Furcht gemischte Ahnung davon. Strepsiades als rechter Bauer hat davon nur gehört, daß die Sophisten die schlechtere Sache zur bessern machen könnten; er will ein Redner werden allein, um dadurch von seinen Schulden loszukommen; aber begreiflicherweise reicht seine Fassungskraft nicht aus; der Sohn muß für ihn eintreten, und dieser, wenngleich nicht etwa gründlich gebildet, geht doch von vornherein mit innerem Verständniß an die Sache heran; er faßt die Lehren des Sokrates leicht auf und begnügt sich nicht mit dem beschränkten Vortheil, den sein Vater davon erhofft hatte. Er kehrt aus dem gefährlichen Lehrkursus als ein völlig vom neuen Geiste der Kritik und der Pietätlosigkeit durchdrungener Mensch zum Vater zurück und nachdem der nächste Zweck, die Ableugnung der Schulden, erreicht ist, wendet er die kaum erworbene Kunst sogleich gegen den Vater und bekehrt ihn dadurch völlig von seiner Schwärmerei für Sokrates. Indem nun der Alte dessen Denkerbude in Brand steckt, wird der für die Komödie erwünschte

Ausgang in drastischer Weise erreicht; aber dem Geiste nach ist der Sophismus entschieden als Sieger aus dem ganzen Kampfe hervorgegangen.

Ebenso bezeichnend wie die Art seines Kampfes gegen die Sophisten ist für Aristophanes sein Verhalten zu den drei großen Tragikern. Glauben wir allein seinen Worten, so bleibt kein Zweifel, daß er Aischylos und Sophokles aufs höchste bewunderte — nur darüber kann man streiten, wer ihm von diesen Beiden höher steht —, daß er dagegen in Euripides einen der gefährlichsten Vertreter des neuen Geistes haßte und ihn noch dazu für einen recht unbedeutenden Dichter hielt. Den Kampf gegen diesen Tragiker führt er gleichfalls während seiner ganzen Dichterlaufbahn fort; er bildet in zweien der uns erhaltenen Komödien den Hauptnerv: nach einer bestimmten Richtung in den „Thesmophoriazusen"; in grundsätzlicher und allgemeiner Weise in den „Fröschen". Jenes Stück bietet zur Beleuchtung des Gegensatzes zwischen dem Tragiker und dem Komiker verhältnißmäßig wenig Material. Direkt polemisch ist darin — außer dem Versuche, ihn bei den Frauen noch mehr zu verdächtigen — in der Hauptsache nur der Anfang, der die spitzfindig-sophistischen Wendungen des Euripides in der geschicktesten Weise geißelt. Im übrigen dient es zum Beweis, wie bekannt damals seine Tragödien gewesen sein müssen. Dagegen die „Frösche" haben gar keine andere Tendenz, als die Kunst der beiden älteren Meister der Tragödie gegenüber der des damals eben verstorbenen jüngeren Rivalen zu erheben. Eine direkte Entscheidung für Aischylos oder Sophokles vermeidet Aristophanes in recht geschickter Weise dadurch, daß er den letzteren in edler Bescheidenheit freiwillig vor dem älteren Kunstgenossen zurücktreten läßt und so beiden Dichtern ein liebenswürdiges Kompliment macht. Sophokles behält sich nur für den Fall vor, mit Euripides in den Kampf einzutreten, daß Aischylos wider Er-

warten im Wettstreit mit diesem unterliegen sollte. Als aber der ehrwürdige Mann gesiegt hat und dementsprechend in die Oberwelt zurückkehrt, überträgt er dem Sophokles den tragischen Thron. Welches sind nun die Schwächen, um derentwillen Euripides unterliegt? Es sind selbstverständlich Dinge, über die wir auch heute noch hinreichend urtheilen können. Die Kritik des Komikers liefert uns also in diesem Falle in der Hauptsache kein neues Material; ihr Hauptinteresse liegt darin, wie er seine Aufgabe anfaßt und dann in dem Umstand, daß wir durch ihn einen Ueberblick über alle die Vorwürfe erhalten, die dem Euripides damals von seinen Gegnern gemacht wurden. Natürlich fehlt ihnen nirgends ganz die Begründung. Die Sprache dieses Tragikers verfällt in der That vielfach ins Flache und Spitzfindige; es zeigt sich darin nicht selten eine „elende Zungengewandtheit“, die an Geschwätzigkeit grenzt; er ist oft mehr Redner und Sentenzendrechsler, als Dramatiker, und seine Sentenzen fügen sich durchaus nicht immer zwanglos in den Zusammenhang. An Kraft und Würde steht die Sprache des Aischylos unstreitig höher; aber sie vermeidet dafür nicht immer schwülstige Unklarheit und Bombast. Wohl ist sie der Ausdruck einer kräftigen Zeit; die kriegerische Thatkraft der „Perser“ oder der „Sieben vor Theben“ ist dem Euripides fremd. Aischylos bewahrt seinen Personen eine übermenschliche Würde und Größe, während sie Euripides aus solcher einsamen Höhe in die gewöhnliche menschliche Schwachheit herabzieht und sich nicht scheut, auch Könige jammervoll klagend, als Bettler und in Lumpen gehüllt, vorzuführen. Gewiß sind dieses Dichters lyrische Partien oft inhaltlich seicht und allzulose mit der Handlung verknüpft; man merkt bisweilen, daß er sie nur noch beibehielt, weil dies die Ueberlieferung gebieterisch forderte. Gewiß ist endlich die Art der Exposition in seinen Prologen meist ermüdend, kunstlos und einförmig und eben deshalb boten

sie dem Aristophanes eine so passende Gelegenheit, stets dem 2. oder 3. Verse seine „alte Leier“ anzuhängen (1229 ff.). Aber daß dieses bei aller komischen Wirkung doch etwas wohlfeile Mittel zusammen mit dem Abwiegen der Worte beider Dichter nach ihrer Schwere, wovon das Gleiche gilt, den Wettkampf zu Gunsten des Aischylos entscheidet, ist zwar durchaus im Geiste der Komödie und entfesselte gewiß ein stürmisches Gelächter uuter den Zuschauern; indes für eine ästhetische Beurtheilung wird damit offenbar keine genügende Grundlage gewonnen. Das wußte Aristophanes gewiß selbst am besten; er wollte eben gar keine erschöpfende litterarische Kritik geben, sondern nur mit echt komischen Mitteln Stimmung machen mehr gegen Euripides, als für Aischylos: der Schwerpunkt liegt wieder in der Opposition gegen die herrschende Zeitrichtung. Couat sagt mit Recht, daß alle Schwächen, die bei Euripides hervorgehoben werden, nur die Kehrseite nicht erwähnter Vorzüge sind. Für den Mangel an Würde und Erhabenheit entschädigt er durch viel größere menschliche Natürlichkeit seiner Personen. Daß er uns mehrfach in die gewöhnliche Häuslichkeit einführt, war freilich eine Abweichung von dem Herkömmlichen; aber es war nach andrer Richtung hin auch wieder ein Fortschritt. Das Zurücktreten der lyrischen Partien ermöglichte eine viel reichere und feinere psychologische Ausgestaltung der dramatischen Persönlichkeiten, und wenn bei ihm zuerst die Liebe zwischen Mann und Weib als Privatempfindung eine größere Rolle spielt, so können wir darin nicht wie Aischylos einen Fehler sehen, wir müssen das vielmehr als einen entschiedenen Fortschritt anerkennen. In allen diesen Dingen, vor allem auch in seiner klaren, aber freilich oft sophistischen und gedrechselten Sprache ist Euripides endlich — und das bleibt die Hauptsache — der getreue Ausdruck seiner Zeit. Aristophanes behandelt, um noch einmal Couat zu citiren, den Sophokles mit ruhiger Hochachtung, den Aischylos

mit, bisweilen ironischer, Verehrung, den Euripides mit unbarmherziger Grausamkeit. Aber nichtsdestoweniger steht er diesem so bitter bekämpften Gegner näher, als dem Tragiker aus der Zeit der Perserkämpfe. So kann es uns denn auch nicht wundernehmen, daß sein Aischylos auf einige Vorwürfe des Euripides kaum eine Entgegnung hat. Aristophanes und Euripides sind vor allem darin verwandt, daß in beiden der gleiche Geist der Kritik und der Diskussion lebt, und wenn Aischylos dem gewöhnlichen Leben fernsteht, so wagt sich Aristophanes, schon weil er Komiker ist, noch weit mehr als Euripides in den Streit und Kampf desselben. Sein Haß gegen diesen erklärt sich zum Theil aus des Euripides Eintreten für die sophistische Aufklärung, während die politische Richtung der Beiden nicht allzu verschieden war; der Hauptgrund dafür aber lag darin — das ist eine Thatsache, die freilich Denen, die den Aristophanes womöglich auf einsamer Tugendhöhe sehen möchten, wenig passen wird —, daß Euripides der gefährlichste Rivale des großen Komikers in der Gunst des Publikums war; denn offenbar giebt die nur geringe Zahl seiner tragischen Siege nicht den richtigen Maßstab für seine Beliebtheit beim Publikum. Wären seine Stücke nicht ganz ungewöhnlich bekannt gewesen, dann hätte Aristophanes z. B. nicht Verse aus einzelnen noch etwa 20 Jahre nach ihrer ersten Aufführung anführen können. Auf die zahlreichen mehr oder minder boshaften Anspielungen des Aristophanes auf Stücke der unbedeutenderen Tragiker und auf alle seine Konkurrenten auf dem Gebiete der Komödie, namentlich auf den bedeutendsten unter ihnen, den Eupolis, kann ich hier nur hinweisen; besondere Erwähnung aber verdient die schöne Stelle „Ritter“ 519 ff., in der der Dichter einen von feinstem Urtheil zeigenden Rückblick auf die Hauptvertreter der alten Komödie wirft.

Die Stellung, die er der neuen Musik gegenüber einnimmt, ist mit seiner Opposition gegen die herrschende Richtung im

Drama eigentlich von selbst gegeben. Er giebt sich auch hier durchaus als Anhänger der alten Einfachheit; aber es ist eine Thatsache, daß er durchaus nicht nach seinen Forderungen gehandelt hat. Trotz unsrer mangelhaften Kenntniß der alten Musik können wir mit Sicherheit sagen, daß die Gestaltung seiner lyrischen Partien zunächst immer kunstvoller wird; man braucht, um das zu erkennen, nur die „Acharner“ oder „Ritter“ mit den „Vögeln“ oder „Fröschen“ zu vergleichen. Die Berufung auf den Stoff ist wenigstens bei dem letzteren Stück, wo eine Beschränkung der lyrischen Partien sehr wohl möglich gewesen wäre, nicht ausreichend. Und wenn die Chöre in den letzten Stücken mehr und mehr zurücktreten und endlich ganz verschwinden, so erklärt sich das einzig und allein aus den Zeitverhältnissen, die eine möglichste Einschränkung der Kosten gebieterisch verlangten.

Das Gebiet der eigentlichen Wissenschaft lag dem durchaus volksthümlichen Komiker fern; aber gelegentlich fallen auch darauf Streiflichter; man denke an die mehrfachen Erwähnungen des Astronomen Meton, der z. B. in den „Vögeln“ (989 ff.) sofort mit Instrumenten zur Vermessung der neuen Stadt erscheint, und an das Schelten über die Verwirrung, die durch Einführung des neuen Kalenders in den athenischen Festfeiern einriß (Wolken 609 ff.).

Endlich bleibt uns noch das Gebiet der Religion und des Kultus zu besprechen. Die Zweiseitigkeit im Wesen des Aristophanes zeigt sich in der Art, wie er diesen Dingen gegenübersteht, vielleicht am allerdeutlichsten. Natürlich giebt er sich als Anwalt des überlieferten Volksglaubens, und doch ist es ganz unmöglich, ihn wirklich zu der offenbar nur noch geringen Zahl der Altgläubigen unter den gebildeten Athenern zu rechnen. Der Ton, den er gegen Götter und Priester, gegen Opfer und Wahrsagungen anschlägt, spricht gegen jeden solchen Versuch ein gebieterisches Nein. Er ist von einer Ungeniertheit, die heute

eradezu als Frechheit erscheint, die sich aber erklärt, wenn man ie menschlich-unbefangenere Stellung der alten Hellenen ihren Göttern gegenüber bedenkt, wie sie schon in einer allerdings pätern Partie der Odyssee, im Liebesabenteuer des Ares und er Aphrodite zum Durchbruch kommt. Aber die Freiheiten, die ch Aristophanes den Göttern gegenüber gestattet, bleiben auch ir einen Hellenen noch sehr stark, und sie allein genügen, uns ı überzeugen, daß die Zeit der eigentlichen religiösen Wärme amals für die Athener der Vergangenheit angehörte. Die Volksmenge war wohl nicht geradezu ungläubig; aber der Aberlaube überwog jedenfalls den Glauben, und die Gefahr, die en antiken Religionen besonders nahe lag, das Ueberhandnehmen er Anschauung, daß es hauptsächlich darauf ankomme, die Götter durch Einhaltung der äußeren Kultvorschriften bei ünstiger Stimmung zu erhalten, trat damals offenbar besonders ark hervor. Diese Art von Religion durchzog ja das ganze eben der Athener; ihre Spuren treffen wir auch bei Aristophanes nmer wieder. Wir dürfen außerdem aus seinen Komödien hließen, daß das Volk nicht allen Göttern in gleicher Weise egenüberstand; denn er selbst schlägt gegen die einzelnen einen ıerkwürdig verschiedenen Ton an. Von den großen Gottheiten erden Latona, Apollo, Diana und die Götter der Unterwelt ır nicht verspottet; auch die Scherze der „Wolken", in denen r Name der Athene vorkommt, sind sehr unschuldig. Poseidon agegen muß sich wenigstens in den „Vögeln" eine ziemliche horenrolle aufbürden lassen, und Zeus ist der Gegenstand der iannigfachsten Scherze. Er war nicht wie Pluto von der Majestät des Todes umkleidet; sein Kult war nicht lokalisirt, nd vor allem mußten die vielen Liebes- und Verwandlungseschichten, die über ihn im Volksmunde lebten, die Spottlust nd gute Laune der Komiker unbedingt herausfordern. Aber m schlimmsten unter den bedeutenderen Göttern ergeht es dem

Dionysos. Er war eben nicht nur der furchtbar-majestätisch
Gott, als der er uns z. B. in des Euripides „Bakchen“ entgegen
tritt, sondern auch der Vertreter heiterer Lebensfreude, und dies
Seite seines Wesens lag den Komikern natürlich am nächsten
Deshalb fanden offenbar die Athener nichts Unpassendes darin
ihn z. B. in den „Fröschen“ in die Sphäre der gewöhnlichste
Menschlichkeit herabgezogen, als einen feigen Prahler geschilder
zu sehen. Unter den Halbgöttern erfährt Herakles eine wo
möglich noch schlechtere Behandlung. Zwar seine rohe Helden
kraft bewahrt er auch in der Komödie; aber sein Verstand is
minimal, dagegen seine Gefräßigkeit enorm; um ein gutes Dine
giebt er, wie wir schon sahen, in den „Vögeln“ die Herrschaf
der Götter dahin. Man erkennt aus diesen Proben, daß di
Athener den Begriff der Gotteslästerung in unserm Sinne kaum
kannten, daß sie sich das Stärkste bieten ließen, wenn nur ihr
Sinnlichkeit gekitzelt und ihre Lachlust befriedigt wurde. Abe
gewisse Grenzen gab es doch auch für sie: während man di
freiesten Scherze der Komödie ungestraft hingehen ließ, biete
bekanntlich die athenische Geschichte von Anaxagoras bis au
Sokrates immerhin einige Beispiele religiöser Verfolgung. Un
daß daselbst die Komiker sich nicht alles gestatten durften, zeig
nicht nur des Aristophanes Zurückhaltung gegenüber den meiste
großen Göttern, sondern noch mehr sein ehrfurchtsvolles Schweige
gegenüber dem Todtenkult und gegenüber den Mysterien, in dene
die Religion der Hoffnung personifizirt war. Ja, dieser Sei
des Kultus bringt er in dem feierlich-schönen Chor der „G
weihten“ (Frösche 328 ff.) sogar seine Huldigung dar. Au
in der Behandlung der Thesmophorienfeier sucht er eine Ve
letzung des gläubigen Gefühls zu vermeiden; er schließt da
Stück mit einem religiösen Gesang. Ueberhaupt lernen wir au
seinen Scherzen über die Götter doch nur die eine, wenn au
die hervorstechendste, Seite seines widerspruchsvollen Wesen

kennen. Daneben finden sich bei ihm auch Stellen, wo er dieselben Götter mit weihevollem Ernst feiert, so in den „Wolken", die sonst trotz ihrer gegen die sophistische Aufklärung gerichteten Tendenz so vielfach im Sinn der Untergrabung des naiven Glaubens wirken mußten, die schönen Verse 563 ff.

Dagegen ganz ungescheut läßt der Dichter gegen die Priester und Orakelverkünder wie gegen die Aeußerlichkeiten des Kultus seiner Spottlust die Zügel schießen. Im „Plutos" sehen wir den Hauptpriester des Zeus den Tempel seines Gottes verlassen, sobald das Volk sich aus ihm wegwendet, und sich statt dessen nach dem des Plutos begeben, wo er auf reiche Opfergaben zur Befriedigung seiner Habsucht rechnen kann. Die bekanntesten Orakeldeuter, einen Lampon und Hierokles, verfolgt er immer wieder mit seinem Spott; die Lügenorakel, die der Paphlagonier und der Wursthändler in den „Rittern" gegen einander ausspielen, enthalten eine blutige Satire anf den Unfug, der damit dem leichtgläubigen Volk gegenüber getrieben wurde; in den „Vögeln" vertreibt Peisthetairos die Propheten und ähnliches Gelichter eilig wieder aus dem neubegründeten Wolkenkuckucksheim. Die Hochzeit der Basileia (ebd. 1704 ff.), die Vermählung des Trygaios mit der Theoria (Frieden 1295 ff.), das Hekatombenopfer der „Ritter" (655 ff.) enthalten eine Verspottung der Kultusgebräuche. So sind denn die Stellen, in denen der Dichter — absichtlich oder unabsichtlich — religiös zersetzend auf seine Hörer wirkte, weit zahlreicher, als die, durch welche ein wirklich religiöser Hauch weht. Die letzteren decken sich — und das ist sehr bezeichnend für sein echtes Athenerthum — fast durchaus mit denen, worin er die so viel geschmähte und doch so heiß geliebte Vaterstadt preist. Eine positive Seite seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Religion liegt übrigens auch in seinem Kampfe gegen die orientalischen Kulte, und dieser Kampf ist gleichfalls ein Ausfluß seines echt athenischen und echt

hellenischen Wesens: damit war ein Gebiet gefunden, worauf er zugleich satirisch und patriotisch sein konnte: gegen diese Kulte und nicht etwa gegen die Mysterien richtet sich auch der Spott über die mystische Weise, in der Sokrates angeblich seine Schüler aufnahm.

Ich bin zu Ende. Nach allen Hauptrichtungen habe ich ein Bild des Athens der blühendsten Zeit, wie es sich in den Komödien des Aristophanes abspiegelt, zu entwerfen versucht. Die politischen Verhältnisse wurden dabei ebensogut berücksichtigt, wie die wirthschaftlich-sozialen, Erziehung und Bildung nicht minder, als Glaube und Sitte. Zugleich erkannten wir, daß der große Komiker gerade deshalb so unvergleichlich geeignet ist, uns richtig benutzt einen tiefen Blick in das so vielgestaltige und scheinbar so widerspruchsvolle Leben und Treiben seiner Vaterstadt zu ermöglichen, weil er nicht nur ein echter Dichter, sondern auch ein echter Athener aus jener Zeit der Gärung und des Uebergangs war, vollsaftig und lebensfreudig, mit wahrer Liebe an der herrlichen Stadt der Athene hängend und doch skeptisch und spottlustig im höchsten Grade; ein Mensch, der, wenn sein Zorn gereizt war oder wenn ein komischer Gedanke in ihm aufstieg, kaum eine Schranke für seinen zügellosen Spott kannte.

# Robert Hamerlings Werke.

**[A]mor und Psyche.** Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von C. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ........ Mk. 4.—

**[D]ie Atomistik des Willens.** Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntnis. 2 Bde. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

**[P]rosa.** Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

**[B]lätter im Winde.** Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50



**[D]anton und Robespierre.** Tragödie in 5 Akten. 4. Auflage. Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

**[H]omunculus.** Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. 5. Aufl. eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

**[L]ord Lucifer.** Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. .... „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

**[S]innen und Minnen.** Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Eleg. geh. .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

**[D]er König von Sion.** Epische Dichtung in 10 Ges. 11. Auflage. Eleg. geh. .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 75.—

**Aspasia.** Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs.** 4. Auflage. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 15.—

**Ahasver in Rom.** Epische Dichtung in 6 Gesängen. 21. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **C. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen .... à „ 3.—

**Lehrjahre der Liebe.** Tagebuchblätter und Briefe. 3. Auflage. Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

**Die sieben Todsünden.** Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

**Teut.** Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. geh .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3 —

**Gesammelte kleinere Dichtungen.** 3. Auflage. Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

**Germanenzug.** Canzone. 5. Auflage. Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

**Ein Schwanenlied der Romantik.** 5. Auflage. Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

**Stationen meiner Lebenspilgerschaft.** 4. Auflage. Eleg. geh. .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

**Venus im Exil.** Ein Gedicht in 5 Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

**Die Waldsängerin.** Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. geb. .... „ 2.50

**Was man sich in Venedig erzählt.** Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. .... „ 3.—

***Letzte Grüße aus Stiftinghaus.*** Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von **Robert Hamerling.** Eleg. geh. .... „ 4.—
*eleg. geb.* .... „ 5.—

# Das Fest des Prometheus.

## Epische Dichtung

von

## Franz Emil Brandstäter.

In 8° XII und 314 Seiten. Preis 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

---

Herr Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Ernst Curtius an den Verfass
... Ihr Buch hat mir eine große Freude gemacht. Wie könnte es and sein, wenn man sieht, wie tief und lebendig der Sinn für die klassische W im Herzen deutscher Männer wurzelt, denen die geistige Pflege unserer Juge anvertraut ist! Mit Freuden lese ich, wie Sie mit still gesammeltem Gei in edlen Massen recht poetisch Zeitbilder und Mythen dargestellt haben. M fühlt, wie tief Sie sich in Hellas eingelebt haben.... Was Sie über d Fackellauf sagen, hat mich zu neuer Forschung angeregt.... Ihr ganzes Bu hat mir heute eine rechte Sonntagsfreude gemacht....

Herr Dr. Fr. Weiß, Ehrendoktor der Univ. Leipzig, an den Verfass
... Sie werden entschuldigen, daß ich, ein Ihnen Unbekannter, Sie mit die Zeilen belästige. Allein der hohe Genuß, welchen mir Ihre Promethe dichtung bereitet hat..., ließ es mir als Pflicht erscheinen, Ihnen von mein unbeschreiblichen Freude Mittheilung zu machen. Ausgerüstet mit der ganz ausgebreiteten Kenntniß der Sage, haben Sie sich für Ihre Aufgabe so geistern, so durchdringen lassen, daß der Philolog und der Dichter auf gleic Stufe stehen. Form und Inhalt würdig der höchsten Anerkennung! Al fließt leicht und ungezwungen dahin; Sprache und Gedanken höchst poetisch!.

Herr Geh. Hofrath Feodor Wehl (†) an den Herausgeber: „Das F des Prometheus" ist eine epische Dichtung von entschiedener Bedeutu Sie schildert das altgriechische Leben und beinahe seinen ganzen Göttermyth mit viel Anschaulichkeit und Wärme, dabei in gefälligen und harmonisc Versen....

Allgemeine Moden-Zeitung: In einem philosophischen Gedi „Das Fest des Prometheus" erweist sich Fr. E. Brandstäter als „Lehrling der Griechen", um den Namen eines Klopstockschen Gedichtes gebrauchen. Geist und Form seines Epos entspricht der hehren Klassizi vergangener Zeiten.... Der Dichter-Philosoph hat uns in diesem W vielfach an Herder erinnert.... Wer noch nicht im Bann der Realistik li wird an dem Werke seine Freude haben.

Rhein.-Westfälische Zeitung: Düsseldorf, 11. April. Einen gro und ganzen Erfolg erzielte heute Abend Herr Oberlehrer Brandstäter Witten im hiesigen „Wissenschaftlichen Verein" (Tonhalle) durch einen Vort und Rezitationen aus seinem soeben erschienenen Werke: „Das Fest Prometheus". Die hochinteressante Dichtung zeichnet sich durch eine sel Verstechnik, Schönheit der Sprache, Wärme der Empfindung und Tiefe il Inhalts aus und dürfte auch anderwärts das größte Interesse erregen. einem hiesigen Erfolge beglückwünschen wir den Verfasser aufrichtig.

(Fortsetzung von der 2. Seite dieses Umschlages.)



Fortsetzung siehe vollständiges Verzeichniß der in der „Sammlung“ erschienenen Hefte.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 206.

# Athen
# im Spiegel der aristophanischen Komödie.

Von

Dr. Eduard Lange
in Greifswald.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.



